Klara du Plessis
und
Klairant.

Eine
Geschichte zweier Liebenden.

Von
A. Lafontaine.

Zweiter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Berlin, 1801.

BIBLIOTHEC
MONAC

XIV.

Klairant an Klaren.

Ich habe deinen lezten Brief, meine Klara, und bin nicht unglüklicher, als ich war. Der Gedanke deiner frommen Liebe nahm sogar meinem Schmerze den Stachel. Du hast für mich gebetet. Klara, dein Gebet ist erhört; denn als ich das las, drängte sich eine erquikende Thräne, die erste seit langer Zeit, aus meinem Auge, und erleichterte mein gedrüktes Herz. Ich weiß nicht, warum der Gedanke: die betende Klara! mich so rührt, so erquikt. Er thut es, meine Klara. Ich fühle tief, daß es eine Täuschung ist; und doch hat diese Täuschung wirklichen Erfolg. Du hast Recht: glükliche Träume ersezen Tage voll Thränen. Klara hat für mich gebetet! Ich werfe seitdem wieder hoffende Blike zum Himmel; mir ist, als hätte dein Gebet mich und die Vorsehung wieder versöhnt. -- Es ist seltsam, Klara, aber wahr. Da stehst du vor meiner Seele, strekst deine gefaltenen Hände gen Him-

mel, und betest für mich. Ich kann diese Vorstellung nicht von mir entfernen; sie tritt, wie mein guter Schuzgeist, zwischen mich und mein Elend. Klara, in meinem Herzen hat der Glaube an die Vorsehung sich wieder gehoben. Gebet? Sonderbar! Wie könnte ein Sterblicher nur auf den Gedanken kommen, wie könnte er das Recht haben, zu beten, zu weinen, zu hoffen, wenn ein blinder Zufall die Welt regierte? Mir ist nichts gewisser, als das: Ein Gebet, Eine Thräne, Eine Hoffnung beweist für die Vorsehung und ihr Erbarmen mehr, als die feinsten Systeme der Philosophen. — Oder war es die Vorstellung der betenden Klara? Klara, wenn ich mir denke, daß du betest — o, ich glaube, dein Gebet müsse das eherne Gewölbe des Himmels sprengen, der ganze Himmel müsse auf dich herabsehen, jeder selige Geist eilen, es zu dem Throne des Höchsten zu bringen. Traum, Wahn! ich sehe das wohl. Und doch — es ist sehr seltsam! — dieser Traum beruhigt mich. Wer könnte der betenden Klara etwas abschlagen? diesen Bliken voll schöner Andacht, diesen gefaltenen Händen, dieser demüthigen Stellung? Und hätte die Vorsehung das Schiksal der Welt dem blinden Zufalle überlassen — o, von diesem Augenblike an müßte sie die Zügel der Regierung wieder in die Hände nehmen, damit Klarens Gebet nicht unerhört bliebe! Nein, ich kann diese Stelle in deinem Briefe nicht ohne lindernde Thränen, ohne neue geheime Hoffnun-

gen lesen. Es ist unmöglich! Ich fühle mich gegen meinen Willen beruhigt, vergieße Thränen, und werfe meine Blike gen Himmel, zu dem dein Gebet aufflog, und der nun nicht länger hart bleibt. In meiner Seele ist der schöne Kampf der siegenden Ruhe und des gemilderten Schmerzes. Ein seltsamer Zustand! Da sez' ich mich an das Bett meines kranken Oheims, und fühle mich nach einigen Minuten, in denen meine Blike nicht immer auf mein Elend gerichtet sind, so ruhig, so glüklich, daß ich es wage, meinen Oheim zu trösten. Ich bin dann so reich an Hoffnungen, daß ich ihm schon wieder davon mittheilen kann; und untersuche ich mich selbst, ziehe ich mein Herz vor den Richterstuhl meines Nachdenkens, so ist Klarens Gebet die Quelle seiner Ruhe und seiner Hoffnungen.

Jezt lasse ich mich an diesen schönen Träumen begnügen; ich drüke sie mit Inbrunst an mein Herz, und bin glüklich, ohne noch zu fragen: wie bin ich es? -- Jeden Morgen hebe ich jezt meine Hände für dich zum Himmel auf; und verliehe er meinem Gebete nur die halbe Kraft des deinigen, ich zitterte nicht mehr für dich. Ach, und diese täuschende Ruhe kam in dem rechten Zeitpunkte. Sie führte mich leicht über die bittersten Stunden meines Lebens weg. Ich zittre, es dir zu sagen. Deines Vaters Güter sind verkauft; Pillon gehört nicht mehr ihm, es hat einen andern Besizer. Unser Park, der Schuzort unsrer

Liebe, wird in Akerfeld verwandelt. Täglich gehe ich hin, und besuche alle die heiligen Stellen, wo wir so glüklich waren. Unsre Lauben werden umgehauen. Seufzend sehe ich die Axt fliegen, welche die Wohnpläze unsrer Liebe zerstört. Ach, zum erstenmal habe ich es beklagt, daß ich nicht reich genug war, deines Vaters Wohnung und den Garten unsrer Liebe kaufen zu können. Mit stillen Seufzern sehe ich die Dunkelheit der Gebüsche verschwinden, die uns so oft und so still verbargen. Nur die Laube steht noch, in der wir das Fest unsrer beschüzten Liebe feierten; die andern Pläze, das schöne Ulmenbosquet, das du so liebtest, der Schlangengang an der Wiese, alles ist zerstört. Vergebens hat mein Blik um Schonung gebeten; man wagt es nicht, ein Andenken an die verhaßte Pracht deines Standes übrig zu lassen. O Gott! sagte ich zu dem Käufer; der schöne Garten! Er sah mich mitleidig an, runzelte die Stirn, zukte die Achseln, und erwiederte leise: „freilich! Aber ich muß." Nun size ich noch jede Stunde, die ich von dem Krankenbette wegkommen kann, in unsrer Laube, seufze über die Verwüstung, horche mit Zittern auf die Schläge des Beiles, und jedesmal, wenn ich gehe, nehme ich den rührendsten Abschied von dem lezten Monument unsres Glükes. Nur die Hauptallee bleibt stehen. Was verbrach unsre unschuldige Liebe, daß ihre Freistätte so grausam in den Fall des Adels verwikelt wird? —

Alle übrige Möbeln in deines Vaters Hause sind verkauft. Dein ganzes Zimmer ist mein; dein Bett, deine Stühle, deinen Sofa, deine Harfe, deine Vorhänge, alles hab' ich gerettet. Meine Mutter lachte über meine Kinderei, wie sie es nannte; aber sie half, ohne mein Bitten, sehr treuherzig mein Zimmer in das deinige verwandeln. Und jezt befinde ich mich wohl. Ich habe mir auch nicht eine Kleinigkeit nehmen lassen: deine Vorhänge, sie mögen passen oder nicht, hangen vor meinen Fenstern; mit Entzüken werf' ich mich Abends in dein Bett, und hülle mich in deine Deke; deine Stühle schone ich, als ob sie von Glas wären, und ich zittre, wenn jemand sich ungestümm auf einen sezt. Als ich auf deine Kleider bot, erröthete ich. Süsette trieb ein Tuch von dir in die Höhe; endlich schwieg sie, und ließ es mir. Der Kommissair und die Bauermädchen lachten. Ich fühlte mich beschämt, und doch hätte ich um keinen Preis schweigen können. Nun hab' ich alles von dir; alles, was mich umgiebt, alles, was ich berühre, war dein. Ich betrachte meine Herrlichkeiten mit freundlichen Bliken, und kann mich kaum Einmal täglich entschliessen, mein Zimmer zu verlassen.

Sieh, so drängt sich mein Glük immer enger zusammen. Bald habe ich nun rund um Chatillon her nichts mehr, als die Trümmer unsrer vorigen Glükseligkeit. Ich sehe gelassen der Verwüstung zu; fehlt doch der Geist, der die todte

Schöpfung beseelte: und was kümmert es den, der seinen Pallast in Feuer aufgehen sah, ob die Flamme auch den lezten Balken verzehrt oder nicht? Ich trete, wenn ich jezt mechanisch einmal den Weg nach Pillon gehe, wie in eine neue Schöpfung. Aus dem Fenster deines Zimmers sieht das Gesicht einer alten Frau. Ich schüttle den Kopf, wie ein Greis, der in die Gegend, wo er seine fröhliche Jugend verlebt hat, zurükgekehrt ist, und anstatt des lieblichen Schattens, der ihn einst umgab, einen häßlichen Sumpf findet. Dann fliehe ich wieder nach Chatillon, drüke mein Gesicht in deinen Sofa, und nehme mir vor, nie wieder nach Pillon zu gehen; aber bei dem nächsten Wege führt mein Fuß mich abermals mechanisch dahin, wo der Gedanke an mein verlornes Glük so mächtig auf mich eindringt.

So leb' ich jezt, wie ein Träumer in lauter Ideen, zwischen deinen Möbeln, in deinen Briefen, mit deinem theuren Bilde: wie ein Wahnsinniger, der aus seinem Gefängniß einen Pallast macht, sein Strohlager zu einem Throne aufpuzt, und mit seiner erträumten Herrlichkeit den Herzen blutige Thränen entreißt. Und doch bete ich, daß diese Stille lange dauern möge; doch fahre ich bisweilen auf, hebe die Hand gen Himmel, klage mein unversöhnliches Schiksal an, und möchte die lezten Trümmer meines vergangenen Glükes zerschmettern, an die mein Herz allein gebannt ist. Klara, wenn ich von ungefähr, oder

mit Vorsaz — ach! so sehr ich davor zittre, so eilt doch meine schwarze Phantasie bisweilen dahin — auf den Gedanken gerathe, daß ich dich niemals wieder sehen werde: dann verfliegt der Traum meiner neuen, wahnsinnigen Hoffnung, und ich stehe in gräßlichem Dunkel da. O, dann möcht' ich alle Thüren, durch die der Mensch aus dem Leben gehen kann, sprengen, um zu erfahren, ob ich dich nicht in den Gefilden, den ungeheuren, dunklen Gefilden der Ewigkeit, finden werde. Dann schweb' ich in den finstern Wüsten der Zukunft; ich finde dich, hange an deinem Halse, und versinke mit dir in den unendlichen Räumen. Du bist ein gestaltloser Geist, du lächelst nicht, du redest nicht; und doch jauchze ich über das fürchterliche Glük: denn ich halte ja Klaren an diesem Herzen, das ohne sie verzweifelt. O, wenn ich doch erst wieder einen Brief von dir hätte!

XV.

Klara an Klairant.

Ja, Klairant, der Schlag ist gefallen, und schreklicher, als du denkst! Troze dem Schiksal nicht; es hat Wege, schrekliche Wege, dein Herz, das du für erstarret hältst, in der geheimsten Quelle des Gefühls zu treffen. Es hat Mittel, dein Auge an die Zukunft zu fesseln, die du nicht sehen willst. Klairant, troze dem Schiksal nicht,

das du nicht kennst! Wir sind arm geworden, die Nationalversammlung hat meines Vaters Güter verkauft; unser ganzes Vermögen besteht in dem, was wir gerettet haben. Thorheit! Thorheit! Tausende sind ärmer, als wir, und glüklich. Meine Hände können arbeiten, wie die Hände der Millionen, welche sich durch Arbeit ernähren; ach! und wie wollt' ich mein Geschik segnen, wenn die schwerste Arbeit die Bedingung meiner Zufriedenheit würde! — Unser Vaterland hat uns auf ewig aus seinen Gränzen verbannt. O Klairant, leuchtet in Frankreich allein die Sonne? wohnt die Zufriedenheit nur in seinen Gränzen? In deinem Arm, an deiner Brust, will ich in den wüsten Schneefeldern des Norden leben, und glüklich seyn! Arm und verbannt? Nein, das sollte mich nicht erschüttert haben. Es ist anders, Klairant; es ist anders!

Mein Herz zittert in einer unbeschreiblichen Angst vor den Thränen meiner Mutter, vor dem stummen und beredten Grame meines Vaters. Nein, ich erschreke nicht vor der Armuth, nicht vor deiner Verzweiflung. Klairant! soll ich es dir sagen? O, wenn man mein Leben forderte — ich kann sterben, wie du. Aber man fordert mehr: meine Hand, meine Liebe!

Wie gern wollt' ich mit dir nur in der Vergangenheit leben! wie gern alle meine Gefühle, meine Gedanken, mein Daseyn in den engen Kreis des Gartens beschränken, der uns ehmals so

glüklich machte! wie gern würd' ich jezt, wie dein Mönch, in das Grab eines finstern, schweigenden Klosters gehen! Mit Entzüken wollt' ich hinter mir die Thür zurasseln hören, und wenn sie mich auf ewig von Klairant trennte. Wie gern wollt' ich da meine Kindheit wiederholen, keinen Blik aufschlagen, keinen Wunsch haben, keine Veränderung hoffen, als das Grab! Ach, ich wollte mich an Einem Bilde mein Leben hindurch begnügen, und keine Klage, kein Seufzer sollte nach mehreren verlangen! Nein, man will mich nicht unglüklich, man will mich treulos machen. Klairant! wer ist beklagenswerther: du oder deine Klara?

Touai heißt er. Wir waren in jenen Tagen, die mir so unglüklich schienen, und deren Ruhe ich mir jezt zurükwünsche, in den Tagen, wo ich auf dich hoffte, in einer Gesellschaft. Auch Touai war da, den die Unruhen in seinem Vaterlande, Flandern, vertrieben haben. Schon oft war ich mit ihm in Gesellschaft gewesen, und er hatte deine Klara nicht bemerkt. Ich stand oder saß immer allein ruhig in einem Winkel; mein Gram wagte sich nicht unter die Freude, mein Kummer scheute das Lachen. Niemand störte mich mehr; denn immer waren Seufzer meine Antworten, und starre Blike, einzelne Sylben alles, womit ich selbst den gutherzigsten Versuch, mich aufzuheitern, belohnen konnte. Man ließ mich allein, und ich war zufrieden. So saß ich auch diesen

Abend, noch trauriger, noch verschlossener, als sonst, denn ich hatte schon zwei Tage vergebens auf deine Ankunft gehoft. Auf einmal führte ein junges Mädchen lachend und scherzend den Baron Touai auf mich zu, stellte ihm einen Stuhl neben den meinigen hin, sagte mit einer Verbeugung: „hier!“ und gieng.

Touai sezte sich. Ich blikte ihn an, und er sagte sehr bescheiden, sehr artig: „ich bin heute nicht so guter Laune, wie gewöhnlich, weil ein Zufall mich verstimmt hat. Man verweis't mich dort aus dem frohen Zirkel, und führt mich zu Ihnen. Hier, sagte man mir, würde ich eine Gesellschafterin für meinen Ernst finden. Aber“ — sezte er sehr bescheiden hinzu, und küßte mir die Hand — „ich bin schon nicht mehr unzufrieden; denn ich finde, daß dies der beste Plaz war, den man mir anweisen konnte, um mich heiter zu machen.“ Dafür mußte ich mich wohl verneigen. „Ich wünschte,“ fuhr er fort, „um Ihnen für meine Zufriedenheit zu danken, daß ich dazu beitragen könnte, Sie zu erheitern.“ Was ich antwortete, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Auge naß wurde. Der Gedanke, daß kein Mensch mich erheitern könne, fiel auf mein Herz. „Sie haben üble Laune?“ fragte er. Ich mußte also etwas Bitteres gesagt haben, was davon herrühren mochte, daß er mich gestört hatte. Ueber diesen Vorwurf erröthete ich; denn du weißt, wie sehr mir alle üble Laune zuwider ist. Ich habe

keine üble Laune, antwortete ich sanft; aber ich bin nicht glüklich.

Er sah mich an, und schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er mit Theilnahme: „und Ihr Kummer erlaubt keinen Vertrauten, oder . . . Ich bin ein ehrlicher Mann!“ Dabei legte er die Hand auf die Hand auf die Brust, und beugte sich so zu mir herüber. „Es ist unbescheiden,“ fuhr er in dieser Stellung fort; „aber ich mag wohl einmal lieber unbescheiden, als unzufrieden mit mir selbst seyn. Ist Ihr Kummer von der Art, daß ein ehrlicher Maun, der Achtung für sich, und also auch für das weibliche Geschlecht hat, ihn wissen kann, so . . .“ Ich lächelte, und schüttelte verneinend den Kopf. — „Offenherzig, ich getraue mir viel zu können,“ sagte er dann mit einem bescheidenen Selbstgefühl. „Ich bin stolz auf mein Herz, und würde zum erstenmal auch stolz auf Reichthum und den Einfluß einer angesehenen Familie werden, wenn Ihr Unglük von der Art wäre, daß . . .“ — Er suchte hier Worte. Ich fiel ein, um von ihm los zu kommen: mein Kummer liegt in der Erinnerung. Das Unglük selbst ist vorüber, uud dann ist Klagen unbescheiden. — Er verbeugte sich, ward roth, brach ab, und gieng, als er einige Augenblike von gewöhnlichen Dingen gesprochen hatte. Indeß, er kam oft in die Gegend, wo ich saß, und ich bemerkte, daß er mich nicht aus den Augen verlor. Das war mir unangenehm. Um

seine Aufmerksamkeit von mir abzuwenden, stand ich auf, und zwang mich, heitrer zu scheinen, als ich war. Ich stellte mich zu dem Parlamentsrath aus Toulouse, dem Freunde meines Vaters, und sprach so aufmerksam, als ich konnte. Auf einmal trat auch Touai zu uns, und fiel in unser Gespräch so ein, daß ich sah, er mußte es gehört haben.

Als wir giengen, bot er mir den Arm, führte mich an den Wagen, und war von mir vergessen. Am folgenden Tage brachte mein Bruder ihn zu uns. Touai sprach mit mir ohne alle Auszeichnung, kam aber von nun an oft, nnd endlich alle Tage. Mein Vater fieng an ihn hoch zu schäzen; meine Mutter liebte ihn, und mein Bruder sprach mit Bewunderung von seinem edlen Charakter. Ich ward unruhig; denn ich sah seine Bewerbungen um mich, ob sie gleich so unmerklich waren, daß sie selbst meiner Mutter entgiengen. Vor einigen Tagen, als er wieder bei uns war, bekam mein Vater mit einem Kurier einen Brief aus Paris. Er wurde beim Lesen unruhig, wollte es verbergen, und warf — der Himmel mag wissen, wie es zugieng — von ungefähr einen Blik auf mich. Dieser einzige Blik sezte mein ganzes Wesen in Aufruhr; ich glaubte der Brief könnte keinen Andern betreffen, als dich. Du warst nicht gekommen, ich hatte keine Nachricht von dir; meine unbeschreibliche Angst, der Blik meines Vaters — Ganz ausser mir, rief

ich: Gott! sagen Sie, lieber Vater, was ist es? — Er erschrak über mich, und wurde blaß. Meine Mutter, die nichts gesehen hatte, stand mit einem ängstlichen Schrei auf, und schloß meinen Vater in ihre Arme. Wahrscheinlich verlor er durch unser Geschrei die Besinnung; er drükte mich an seine Brust, und sagte leise: „wir sind unglüklich! Faßt euch! Ich bin ein Bettler; die Unmenschen haben mein Vermögen eingezogen.“ Es fiel mir wie eine schwere Last vom Herzen; ein langer Seufzer machte mir Luft, und ich vergoß einen Strom von Thränen.

Tonai hatte, als mein Vater kaum anfieng den Brief zu lesen, seinen Hut genommen, wahrscheinlich, weil er dessen Unruhe bemerkte. Jezt stand er unentschlossen da, und sah bald mich, bald meinen Vater an. Nach einem Augenblike gieng er auf diesen zu, und sagte bescheiden: Herr Vicomte, ein Ungefähr hat mich zum Zeugen Ihrer Unruhe gemacht. Ich nehme so innigen Antheil an Ihrem Schiksale, als ob es mich selbst getroffen hätte. . Allein . . . — (Er zitterte, als er das sagte; seine Unruhe zeigte sich in Stimme und Stellung) — Ihre Tochter . . . Ihre reizende Tochter . . . Machen Sie dieses Unglük zu meinem Glüke . . . nehmen Sie mich in Ihre liebenswürdige Familie auf. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihrer Tochter meine ehrfurchtvolle Liebe . . . — Er zitterte heftig bei diesen Worten; dann warf er sich ungestüm um

den Hals meines Vaters, und rief: seyn Sie mein Vater! — Mein Vater war heftig erschüttert; und ich, wie vernichtet.

Touai küßte meine zitternde Hand, und sagte mit sanftem Tone: ich habe Sie erschrekt; das wollte ich nicht. Aber noch muß ich Ihnen sagen, daß ich, seitdem ich Sie zum erstenmal gesehen habe, nichts von dem Himmel bitte, als das Glük, Sie mein nennen zu dürfen. Ich bin unabhängig, — mit diesen Worten wendete er sich an meinen Vater — und habe die Einwilligung meiner Verwandten. Zum erstenmale sage ich das, Herr Vicomte; ich bin reich, sehr reich; aber auch mehr als das: ein ehrlicher Mann. Ich liebe Ihre Tochter; — er wendete sich wieder halb an mich, und es rollten Thränen über seine Wangen — allein wenn sie mir ihre Hand abschlägt, so erlauben Sie mir wenigstens den Trost, eine Familie, für die ich mit Vergnügen mein Leben aufopfern würde, vor Mangel zu schüzen. Ich bin zu bewegt. Erlauben Sie, daß ich gehe; jezt könnt' ich eine verneinende Antwort nicht mit Muth anhören. Zwar wann könnt' ich das? Aber . . . — Er verbeugte sich tief, und gieng.

So erzählte es mir nachher mein Bruder; ich selbst war wie vernichtet, und hörte nichts. Kaum hatte er sich entfernt, so warfen meine Eltern ihre Blike auf mich. Mein Vater kam zu mir, und schloß mich schweigend in seine

Arme, und sagte tief bewegt, beinahe mit einem Schluchzen: Klara, ich bin ein Bettler. Touai ist ein sehr edler Mann. — Dann wendete er sich schnell von mir, und gieng in ein Nebenzimmer. Meine Mutter ergriff meine Hand. Ich hob die Augen, und fiel mit einem Tone des Schmerzes in ihre Arme; denn ihr Blik sah aus, als ob sie sich vor mir niederwerfen wollte. Und was wäre aus deiner Klara geworden, wenn ihre Mutter vor ihr geknieet hätte? Ich sank vor ihr nieder, verbarg mein Gesicht in ihren Schoos, umarmte ihre Knie, und schloß mich fest an sie, ach! nur um zu hindern, daß sie nicht niederfallen möchte. Mein Bruder hatte Mühe, mich aufzurichten. Sieh! nun standen wir da, auch mein Vater in der Thür — alle tief erschüttert und schweigend. Ich mußte den Blik von meinem Vater abwenden; denn er hatte die Stellung eines leidenden Mannes, der nach langem Ringen mit dem Unglük endlich darunter erliegt, und nur mit einem Blike Hülfe fordert. Erst, als ich auf meinem Zimmer allein war, hielt ich mich für gerettet; und dennoch umringten mich die Seufzer meines Vaters, dennoch forderten laute, mächtige Stimmen von mir Gehorsam, und übertäubten beinahe den Zuruf meiner Liebe. Klairant, kann ich es dir läugnen? Die Stimme des Blutes ist so mächtig, wie die Stimme der Liebe. Jezt fühlte ich zum erstenmal die

Pein innerer Vorwürfe, und zitterte vor dem Anblik meines Vaters. Ein Ton von meiner Mutter sezte mich in quälende Angst. Ich fürchtete den Anblik der Natur; nur schüchtern hob ich den Abend meine Augen zu den Sternen auf, und jezt erst wußte ich, was Unglük, was Elend heißt.

Am folgenden Morgen kam meine Mutter ganz früh, als ich noch im Bette lag, zu mir. Ich fühlte, daß ich blaß wurde. Sie sezte sich auf mein Bett, und sah mich mit Bliken an, die mein ganzes Wesen durchdrangen: mit einer betrübten Zärtlichkeit, mit einer furchtsamen, unruhigen Ungewißheit. Mehr als Einmal öffnete sie die Lippen, etwas zu sagen. Die Worte erstarben ihr; aber sie war so gütig, mir die Angst, die sie stumm machte, unter einem Lächeln verbergen zu wollen. Jezt öffnete mein Vater die Thür. Ich verbarg mein Gesicht an der Brust meiner Mutter, und weinte. Er faßte ihre Hand, zog sie von dem Bette auf, und sagte mit einer bebenden, freundlichen Stimme: „nein, beredet soll Klara nicht werden. Laß sie, laß sie! Armuth ist kein Unglük. Klara, du sollst keinen Vorwurf von deinem Vater hören, dein Herz wähle was es wolle. Sieh, dann wollen wir, deine Mutter, ich und du, Deutschland durchziehen, unser Brod vor den Hütten suchen, und uns alle Drei mit Freundlichkeit täuschen. Wenn wir die Nacht unter einem

Baume liegen, von Kälte und Regen erstarrt — dann wollen wir uns überreden, daß wir dennoch glüklich sind; und versagt Deutschland uns Brod, weil es uns haßt, so kehren wir nach Frankreich zurük. Ich bringe dann meinen grauen Kopf unsern Feinden dar. Ihr Beiden sollt mich anklagen, daß ich euch mit Gewalt gezwungen habe, Frankreich zu verlassen, und ich will es bestätigen. Mein Blut fließt, und ihr — o, die Unmenschen werden euch doch wenigstens sättigen; und thun sie das, so will ich gern sterben. Sieh, Klara, ich bin entschlossen, ohne alle Klage dahin zu gehen, wohin du uns führst. Ruhig vertraue ich meinem Kinde mein Schiksal an. Führst du mich auf das Blutgerüst — wohl denn! ich will lächelnd sagen: es war Liebe, die mich dahin führte.“ Er drükte einen sanften Kuß auf meine Lippen, und dann gieng er mit meiner Mutter.

Klairant, wirf einen Blik, nur Einen, auf die Empfindungen meines Herzens, wenn du wissen willst, daß es noch anderes Elend giebt, als dein Herz kennt. Und wenn ich auch für dich weiter nichts gethan hätte, als daß ich mich nicht in die Arme meines Vaters warf, und ausrief: ich will Touai meine Hand geben; so wäre es genug, mehr als du je für deine Klara thun kannst. Klairant, du müßtest ungerecht seyn, wenn du das nicht fühltest!

Ach, wenn ich nun bei ihnen bin, wenn ich

die Blike sehe, die sie auf mich werfen! Solche wirft nur eine Mutter auf den Arzt, der über das Leben ihres einzigen Kindes entscheiden soll. Mit diesen unwiderstehlichen Bliken betrachten sie mich. Ein kleines, halbes, gezwungenes Lächeln von mir ist wie ein belebender Sonnenschein, und macht sie heiter; eine Falte auf meiner Stirn bringt meine Mutter zum Zittern. — So schleichen unsere Tage jezt hin. Stumm, traurig, gehen wir neben einander weg, wie Menschen in einem Hause, worin ein geliebter Kranke dem Tode nahe ist. Unsere Liebkosungen sind nur Zeichen: lächelt der Eine, so lächelt der Andere wehmüthig mit; aber in allen Augen stehen Thränen, und machen das Lächeln zu einer Lüge.

Das ist mein Zustand, Klairant, mein unglüklicher Zustand! Touai reiste noch an eben dem Tage ab, da das Elend anfieng. Er hat meinem Bruder sagen lassen, daß er in vierzehn Tagen zurükkommen würde. Acht sind schon vorüber. — Ach, Klairant! Klairant! ich habe Muth, wie irgend ein Mädchen; aber — O, du solltest ihre Blike sehen, du solltest nur Einen Händedruk von meiner Mutter fühlen; und sie giebt mir Hunderte! Ihre Hand zittert. Ihr Blik will lächeln; aber es dringen Thränen hervor, die sie mir vergebens zu verbergen sucht. O, du solltest nur Einen Blik auf meinen Vater werfen; nur ein einziges mal hören, wie

dein Freund Plessis mit zwei Worten: „Klara, es ist dein Vater!“ mich erschüttert. Alles ist gegen unsere Liebe im Bunde, selbst — selbst — ach, Klairant! selbst das Gewissen deiner Klara.

Da lieg' ich die Nächte; kein Schlummer kommt in mein Auge, das in die Nacht hinein starrt. Ich überlege und rechne. Da steht Liebe gegen Liebe, Pflicht gegen Pflicht, Treue gegen Treue. Jezt höre ich die Stimme meiner Eltern mich anklagen; dann fährt dein Seufzen durch meine Brust. Mein Unglük? o, daran denk' ich nicht. Das Grab wäre mir jezt willkommen. Oft vergehen mir die Sinne; ich fürchte wahnsinnig zu werden. Und dabei schleicht sich ganz heimlich der abscheuliche Gedanke mit ein: vielleicht träumtest du dann sie Alle glüklich! Ich bin das Opfer: das weiß ich; und es erschüttert mich nicht. Aber mein Ausspruch soll über die entscheiden, die ich liebe; das ist grausam, sehr grausam!

Klairant, du hast meine Empfindungen richtig ausgedrükt. Wie wenig ist mir das Leben! Nein, unsre Herzen sind nicht aus alltäglichem Stoffe geformt. Ich warte mit schmerzlicher Sehnsucht auf deine Antwort; sie soll — nicht mein Glük; denn das ist dahin — nein, meine Handlungen entscheiden. Dir will ich folgen. Was du auch wählst, es soll mir seyn, wie das unvermeidliche Urtheil des ewigen Schiksals. Dann laß uns getrost dem Zuge unsres Verhängnisses folgen. Was

du auch wählst — wir wollen dem Ausspruche gehorchen, wie Verzweifelte, denen Elend und Glük gleich ist. Das Schiksal hat uns Beide auf den fürchterlichen Punkt gestellt, daß uns nichts mehr übrig bleibt, als die einzige Wehr: Verzweiflung.

Klairant, ich lese nichts mehr als eine Stelle in deinen Briefen, und die ist Balsam für mein zerrissenes Herz. „Es sind Schiksale möglich, die uns hindern können, je mit einander zu leben. Aber ich fühle, das kann nicht lange dauern. Der Gram würde mein Leben verkürzen, das ohne dich eine drükende Last ist; und am Grabe brechen sich ja die Wellen des menschlichen Elendes. Ueber das Grab hinaus reicht es nicht; und dann find' ich ja das Herz meiner Klara." Sieh, das lese ich jeden Tag zehnmal. Etwas Wahreres hast du nie geschrieben. Wir werden vor Gram sterben; und dann siehst du das treue Herz deiner Klara wieder! Klairant, ich habe mich auf die Kniee geworfen, und die Stelle mit dem felsenfesten Gefühle gelesen, daß nichts in der Welt, selbst die Ewigkeit nicht, unsre Herzen trennen kann!

Nun, Klairant, wähle, für mich und dich! Du hast mein Herz, und sollst auch mein Schiksal bestimmen. Wähle! Ich zittre; aber ich bin gehorsam. Ach, der Befehl zu sterben, wäre mir der liebste. Wähle, Klairant. Mein Leiden soll

dein Werk seyn, damit ich es mit Geduld ertrage. Leb wohl, leb ewig wohl!

XVI.

Klairant an Klaren.

Touai ist ein edler Mann. Das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen. Ich habe für dich gewählt. Gieb Touai deine Hand! Ich bin ruhig, Klara. Es konnte nicht anders seyn. Leb wohl, leb ewig wohl! Um das einzige bitt' ich dich; gieb ihm deine Hand bald; nur nicht früher, als ich hierauf Antwort haben kann. Bestimme mir deinen Hochzeitstag. Ich will ihn feiern. Um mich sei unbekümmert, Klara! Ich bin, bei der ewigen Vorsehung sei es geschworen! ich bin sehr ruhig. Was seyn mußte, mußte seyn; und wir sehen uns ja wieder, wo die Welle des menschlichen Elendes nicht stürmt! Leb wohl, leb ewig wohl. Vergiß nicht, mir deinen Hochzeitstag zu bestimmen! Leb wohl.

XVII.

Klara an Klairant.

Unglüklicher, welch ein Sinn liegt in deinen Worten! welch ein schreklicher Sinn! Klairant, was ist dein Vorsaz? Meinst du, ich hätte jene

Unterredung vergessen, die uns Beide so mächtig rührte? O, der bloße Gedanke daran könnte mich wahnsinnig machen. Klairant, ich zittre für dich; aber zum erstenmal bin ich auch für dich erröthet. Was wolltest du thun, Unglüklicher? O komm her, stehe deiner treuen, liebenden Klara Rede: was war dein Vorsaz? Sterben? Was ist leichter als das! Glaubst du denn, daß es mir nicht eben so leicht seyn würde, ein scharfes Messer einen Zoll tief in mein Herz zu stossen, und so den Thränen zu entkommen? War das die Treue, die dein Mund mir so oft zuschwor? Siehst du nicht, du Unbesonnener, daß deine Hand so den allergrausamsten Streich auf mein Herz führte? Hattest du mich ganz vergessen, Klairant? Du wolltest entfliehen, du Selbstsüchtiger, und deine Klara mitten in dieser freudenlosen Wüste zurüklassen? War das möglich? Du liebst mich, sagst du; und du siehst doch nicht, daß wir Beide leben, oder zugleich sterben zu müssen? Ruhig warst du? ruhig? Das schwörst du mir bei der ewigen Vorsehung? Mit Ruhe denkst du es, daß deine Klara bei deiner blutigen Leiche steht, mit starren, verzweiflungsvollen Augen sie betrachtet, mit wahnsinnigen Händen ihren Busen zerfleischt, dem Urheber ihres Lebens, der Vorsehung, ihren Eltern, dir und sich selbst flucht, in wilder Höllenangst ihr Leben endet, und durch ihren Tod auch ihre Eltern ermordet? Bei dem Gedanken bist du ruhig? Oder hast du

geglaubt, ein Paar unfruchtbare Thränen, durch das Lächeln meiner Eltern, durch die Bitten eines tugendhaften Mannes getroknet, wären alles, womit Klara die entsezliche Nachricht von deinem Tode erfahren würde?

Das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen, schreibst du. Kannten sich unsere Herzen so wenig? Oder war dein Herz schon todt, ehe deine wahnsinnige, grausame Hand den Dolch dagegen zükte? So höre! höre und verzweifle!

Hier lieg' ich, im Bette, krank, sterbenskrank, todtenbleich; ein Zittern, das Zittern des Todes, ergreift noch jezt alle meine Glieder. Dann treibt eine glühende Flamme kalten Schweiß stromweise von meiner Stirn; und jezt sind es drei Tage, daß ich dein grausames, fürchterliches Billet bekommen habe. Meine bebende Hand kann kaum die Feder halten. Die ganze Nacht habe ich an diesen unleserlichen Zeilen geschrieben, und der Morgen leuchtet schon wieder durch meine Jalusien. Man hat an meinem Leben gezweifelt, und erst heute that der Arzt den Ausspruch, daß ich gerettet sei. Ich erbrach dein fürchterliches Billet zitternd. Als ich es las, schwankten meine Kniee, mein Auge wurde dunkel; es war mir, als ob der Boden unter meinen Füssen wegschlüpfte, als ob die Hölle sich auf mich herabstürzte, als ob die Schöpfung um mich her zertrümmert würde. Dennoch, mitten

in dieser allgemeinen Zerstörung, hatte ich keinen andren Gedanken, als dich. Mit dem Jammergeschrei der Verzweiflung drang ich blindlings durch die Nacht, die mich umgab, dir zu Hülfe. Ich suchte die Treppe, stürzte in meines Vaters Zimmer, und schlug da vor seinen Füssen zu Boden.

Meine Lucie schaudert noch immer zusammen, wenn sie an diese Minute denkt. Meinen Vater hat der Anblik krank gemacht; und meine Mutter — o, meine arme Mutter! — ist vielleicht kränker, als ich. Nur du allein bist ruhig! Man bringt mich zu Bett, und holt einen Arzt; man verzweifelt an meiner Wiederherstellung. Komm ich einen Augenblik zu mir, so ist mir das Leben noch schreklicher, als der Tod. Meine Augen fliegen wild umher, oder sind erstarrt; meine Brust hebt sich fürchterlich hoch; meine Zunge stammelt Worte, die meine Seelenangst bezeugen. Und du bist ruhig? Klairant, ruhig? Und noch lieb' ich dich über alles; noch richte ich mich im Bette auf, falte meine schwachen Hände, und sage mit zärtlicher Stimme und mit lindernden Thränen: Klairant, ich habe dir vergeben! O, nur eine einzige Zeile von deiner Hand; dann will ich vergessen, was du gethan hast. Ja, Klairant; unser Schiksal ist entschieden. Ich bin dein, ewig dein; nie eines Andern! Noch weiß man nichts. Dein Billet hatte ich fallen lassen; doch habe ich es wieder-

Lucie hat es gefunden. Man sagt jezt nicht ein Wort. Touai ist zwar wieder hier, und besucht meinen Vater; aber ich habe ihn seit deinem Billet nicht gesehen. Sei ruhig, Klairant, ich bin dein! Keine Gewalt soll mich von dir trennen, keine Ueberredung. Schreib mir bald, Klairant; schreib mir, daß du heiterer bist. Ach, vergieb mir! Ich hätte es voraussehen sollen; denn du sagtest mir ja in jener Unterredung: „und bist du treulos, Klara — bei den leuchtenden Sternen des Himmels! so ist dein Hochzeitstag der Tag meines Todes.“ Das wiederholtest du mir zweimal. Ich zitterte, ich lächelte über deinen feierlichen Ernst. Ach, ich hätte es vorauswissen können. Nein, Klairant, ich bin dein, ewig deine Klara!

Klara befand sich in einem bedaurenswerthen Zustande; doch Klairant in keinem andren. Seine Empfindung hatte sich nach und nach verbittert. Er hieng mit voller Seele an der neuen Konstitution seines Vaterlandes, und las mit pochendem Herzen, daß die Rechte des Menschen zu der Grundlage einer Staatsverfassung gemacht wurden. Sein Oheim war seit den Dekreten zum Nachtheil der Geistlichkeit ein unversöhnlicher Feind der Konstitution geworden; seine Eltern halb und halb auch. Selbst sein Freund du Plessis, den der Partheigeist seines Standes

an sich zog, haßte die neue Verfassung. Klara allein war mit ihr zufrieden, aber nur, weil ihre Liebe dadurch in Schuz genommen wurde. Klairants Haß gegen den Adel nahm zu, seitdem seine Geliebte nach Deutschland gemußt hatte, wo man sie sogar verführte, sich wieder auf die Seite der Aristokraten hin zu neigen. Er schwieg nun gänzlich von Politik, so viele Mühe ihm das auch kostete, und so wehe es ihm auch that, daß er sein Vaterland gegen die vielen gegründeten Klagen nicht vertheidigen konnte und durfte.

Ob er es gleich nicht gestehen wollte, so hatte dennoch seines alten Oheims Aeusserung: „auch Klara nimmt die Parthei ihres Standes!“ tiefen Eindruk auf ihn gemacht. Wenigstens schien seine Liebe ihm unsicher, so lange Klara bei ihrem Vater blieb. Doch war er zu stolz, um sie ganz eigentlich zu bereden, daß sie ihre Eltern verlassen möchte. Er schrieb jenen Brief *), und erwartete nun mit einer ängstlichen Ungeduld Klarens Antwort.

Während der Zeit verbannte Frankreich den ausgewanderten Adel auf ewig: ein schreklicher Schlag für Klairants Liebe und Hoffnungen! Er unterdrükte die Flamme, die ihn verzehrte, und sein Geist ward finsterer. Klarens Briefe

*) Siehe VIII. Brief 1. Theil.

heiterten ihn nicht auf, ob es ihn gleich entzükte, sich so von dem herrlichen Mädchen geliebt zu sehen. Er verzweifelte, daß er je glüklich werden könnte. Seine Geliebte wieder nach Frankreich zurükzubringen, war nun unmöglich; und ihn selbst knüpften zu feste Bande an sein Vaterland, als daß er sie für ein Vielleicht hätte zerreissen können. Wie sollte er seine Liebe zu Klaren mit seiner Liebe zu dem Vaterlande vereinigen? Frankreich verlassen, nach Koblenz gehen, sich dort zu dem Adel schlagen, der jezt damit umgieng sein Vaterland zu bekriegen? Wäre auch Klara der gewisse Preis dieses Schrittes gewesen, er würde doch nicht ohne Abscheu daran gedacht haben. — Oder sollte er auf eine andere Weise nach Koblenz gehen, Klaren entführen, und sich der Rache ihrer Familie aussezen, indeß ihm Frankreich verschlossen wäre: wie konnte er da auf einen glüklichen Ausgang hoffen? Er gerieth in Verzweiflung, und schrieb in dieser Stimmung seinen Brief an Klaren, worin er alles verloren giebt *). Ihr zweiter Brief **) erheiterte ihn ein wenig; aber seine finstre Schwermuth siegte bald wieder. Jezt blieb er auf seinem Zimmer, legte die Stirn in die Hand, und ließ seine Phantasie in dem Gebiete der Möglichkeit umherschwärmen, ein Mittel zu

*) Siehe XIII. Brief 1. Theil.
**) Siehe XII. Brief 1. Theil.

finden, wie Klara die Seinige werden könnte; doch immer fand er unübersteigliche Hindernisse zwischen sich und seinem Glüke. Man denke an die Heftigkeit seiner so wunderbar genährten Liebe, die seine Seele so tief durchdrungen hatte. Seine Leidenschaft machte ihn finster und verschlossen, ja selbst empfindlich gegen die kleinen Eigenheiten seines Oheims, den er so zärtlich liebte. Er saß stumm da, und grübelte über Schiksal, über Vorsehung, mit der stolzen Eigenliebe eines jugendlichen Herzens, welches so leicht verlangt, daß um seiner Leidenschaft willen die ewige Weisheit ihre Plane ändern soll.

Jezt bekam er den Brief, worin Klara ihm die Entscheidung ihres Schiksals überläßt *). Er las ihn, und legte die Hand nachdenkend vor die Stirn. Gern hätte er Klaren in seiner schweigenden Bitterkeit der Untreue beschuldigt. Das konnte er freilich nicht; doch glaubte er, und wohl mit Grund, in ihrem Briefe zu sehen, daß sie halb und halb Neigung hätte, ihren Eltern ein Opfer mit ihrer Liebe zu bringen. Klara mochte wohl erst während des Schreibens, selbst gegen ihr Wissen, auf diesen Gedanken gekommen seyn; denn man überlegt weit ruhiger, wenn man schreibt, als wenn die Phantasie mit der Geschwindigkeit des Blizes fliegt. Sie hat

*) Siehe den XV. Brief.

nachher immer geläugnet, daß sie jemals Willens gewesen sei, ihre Liebe aufzuopfern; und wohl hundertmal hat sie versichert, sie wisse nicht, wie sie den Brief habe schreiben können.

Klairant las ihn schweigend, und einmal über das andre. Zu der Schwermuth, in welche seine Grübeleien ihn gebracht hatten, kam nun noch dieser ihn vernichtende Brief. Seine Seele war wie erstarrt, und seine Vorstellungen wurden immer schwärzer, ob man ihm gleich kaum den tausendsten Theil seiner Leiden ansah. Er gieng einige Tage umher, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Endlich stand er eines Abends auf der Stelle, wo sonst der Park gewesen war, und blikte zu dem gestirnten Himmel auf. „Hier war es“ — fieng er an, ohne noch zu wissen, was er weiter sagen wollte — . . . „hier war es, wo sie mir ewige Treue versprach; und nun giebt sie einem Andern ihre Hand!“ — Auf einmal fiel ihm ein, daß er ihr geschworen hatte: am Tage ihrer Hochzeit zu sterben. Er bildete diesen Gedanken auf seinem Zimmer aus, und schrieb dann Klaren den Zettel *). Zwar hatte er die Absicht, sie zu beruhigen: das Herz kann sich indeß nie ganz verbergen; und wer weiß, ob nicht vielleicht noch eine verborgene Hoffnung, oder eine geheime Eitelkeit, seine Feder führte?

---

*) Siehe den XVI. Brief.

Sein Entschluß, zu sterben, wurde fest; doch hatte er Besonnenheit und Edelmuth genug, die Herzen seiner Eltern und aller Menschen, die er liebte, schonen zu wollen. Er sprach von einer Reise nach Paris, um die sein Vater selbst ihn schon gebeten hatte. Auf dieser Reise wollte er unerkannt, unbeweint sterben; und seine Freunde, seine Klara sollten ihn nicht für todt, nur für verschwunden halten. Er verbarg seine Verzweiflung so meisterhaft, daß sein Oheim ihn für gerettet hielt, als er dicht an der Pforte des Todes stand.

Jezt bekam er von der Rosiere Klarens lezten Brief *), der auf einmal sein ganzes Wesen umschuf. Das Bild von Klarens Besize, das er sich nicht mehr zu denken wagte, trat aufs neue vor seine Seele, und strahlte ihm entzükende Hoffnung zu. In eben der Zeit aber, da seine finstre, tödtliche Schwermuth vor den Bliken der Liebe floh, brach von einer andern Seite neuer Kummer gewaltsam in sein Herz. Klara war nahe am Tode, und zwar durch ihn, durch seine Unbesonnenheit. Er fühlte sich von Entzüken und Schreken zugleich ergriffen. Man denke an die gewaltsamen Leidenschaften, die schon so lange sein ganzes Wesen zu ihrem Raube gemacht hatten; man denke an den raschen Wech-

---

*) Siehe den XVII. Brief.

sel der Empfindungen, den Klarens Brief bei ihm erregte: und man wird es nicht wunderbar finden, daß endlich sein Körper unter diesen vielfachen Stössen, unter diesem reissenden Sturme seiner Leidenschaften erliegen mußte. „Ich will sie sehen!“ rief er der Rosiere mit wilden Bliken zu, und sprang auf. Eine dunkle Röthe lag auf seinem Gesicht, ein wildes Feuer flammte in seinen Augen. „Ich muß sie sehen!“ rief er noch einmal, und legte die Hand auf seine Brust, als ob es ihm an Athem gebräche. Er fieng an ein wenig zu zittern. Die Röthe verlor sich in eine Blässe, die immer leichenhafter wurde; sein Auge erlosch, seine Bewegungen ermatten. „O Gott!“ sagte er noch mit dem lezten Reste seiner Kräfte: „ich muß sie sehen!“ Dann sank er zurük auf einen Stuhl.

Die Rosiere erschrak, und rief um Hülfe. Bei Klairant war die ganze Stärke seiner zu sehr aufgereizten Seele in dem wilden Kampfe verloren gegangen. Sein Muth, selbst sein Entschluß war dahin; er hatte, als man kam und ihn auf sein Bett brachte, kaum noch die Kraft, wie ein ängstliches Kind zu klagen und zu seufzen. Am Abend lag er im Fieber, und sagte nichts als den Namen Klara!

Die Rosiere las den Brief, der ihm aus der Hand gefallen war; und nun schien ihr Klara eben so sehr des Trostes zu bedürfen, als Klai-

rant. Sie schrieb an ihre ehemalige Gebieterin, und versicherte ihr: „Klairant denke nicht mehr an den Tod. Ihr Brief habe ihn so gerührt, daß er krank davon geworden sei; indeß habe die Krankheit nichts zu bedeuten. Er gehe schon wieder umher; nur sei ihm alles Schreiben von dem Arzte verboten, und so habe er ihr aufgetragen, in seinem Namen zu schreiben.“ Eben so erzählte sie Klairant, wenn sie neben seinem Bette saß, daß Klara wieder gesund, und daß ihr Vater jezt nicht mehr so sehr gegen eine Verbindung zwischen ihm und ihr eingenommen sei. Sie behauptete mit solcher Zuversicht, Klara würde noch einmal seine Gattin werden, daß sich wieder ein leuchtender Strahl von lieblicher Hoffnung in sein Auge stahl. Kurz, die einfältige Gutherzigkeit der Rosiere stellte Klara und Klairant wirksamer wieder her, als die Kunst der Aerzte. Sie war um seinet-; Er um ihrentwillen krank geworden. Beide wurden durch diesen Beweis ihrer Liebe noch fester an einander gezogen. Ihre Liebe erhielt neue Kräfte; und was sie trennen konnte, wurde ein neues und festeres Band für ihre Herzen.

XVIII.

Klara an Klairant.

Klairant, unser Schiksal ist nun entschieden. Ich bin dein! Touai, der edle, großmüthige

Touai, ist abgereist, und ich bin wieder frei, wie zuvor. Mit einem raschen Schritte habe ich alles zerstört, was unsrer Liebe im Wege stand. Ach, Klairant, wenn ich bedenke, daß du, du — Nein, ich mag keinen Blik mehr auf diese schrekliche Vorstellung werfen. Du hast kommen wollen, schreibt mir die gute Rosiere. Es ist besser, daß du es nicht gethan hast. Mein Klairant, so bist du bald wieder hergestellt, kannst bald wieder selbst deiner Klara schreiben? Du glaubst nicht, wie mich alles das gerührt hat! O, wie lieb' ich dich jezt, da ich weiß, daß du für mich sterben wolltest! Ich bin so taumelnd vor Freude, so verwirrt von den tausend Gedanken über die Zukunft, die durch meine Seele fliegen. Nun gehe es, wie es gehe; trennen wird uns nie eine menschliche Macht. Das fühlt selbst mein Vater jezt, ob er es gleich nicht sagt. Mein Bruder bewundert unsere Liebe; und hienge es von ihm ab, so würde unsre Treue mit dem schönsten Lohne gekrönt. Laß es kommen, wie es will: ich athme doch jezt wieder frei; und wer weiß, wer weiß, wie bald — Ach nein! ich habe an meinem jezigen Glüke genug, und mag keine neuen Hoffnungen. Glaube mir, mein Vater versucht es gewiß nicht wieder, mich treulos zu machen. Nein, er hat unsre Liebe kennen gelernt; er kennt dein, er kennt mein Herz, und meinen Muth.

Es waren noch ängstliche Stunden; aber nun sind sie vorüber, und ich bin glüklich. Wie sich

alles so seltsam fügen mußte! Sieh, da lag ich so matt, so kummervoll, so ängstlich. Wenn sich die Thür öffnete, fuhr ich zusammen; denn ich glaubte, nun würde ich die Nachricht von deinem Tode hören. Was meine Eltern von meiner Krankheit dachten, weiß ich nicht. Meine Mutter saß da und weinte; mein Vater betrachtete mich oft mit einem bedenklichen Kopfschütteln. Beide sprachen von Touai nicht ein Wort; eben so wenig von dir. Nun schrieb ich in einer Nacht meinen Brief an dich. Lucie verschafte mir auf mein Bitten alles zum Schreiben Nöthige; denn der Arzt hatte es mir untersagt. Ich schrieb; und von diesem Augenblik an war ich nun auch so fest entschlossen, dein zu seyn, daß es mir vorkam, als ob ich verwandelt wäre. Sonst hatte ich doch noch immer vor meinem Vater gezittert, und das Gespräch von dir vermieden; denn so oft er deinen Namen hörte, wurde seine Stirn finster. Aber jezt? Gott weiß, woher ich den Muth nahm. Ich war jezt so gewiß, dein zu seyn, endlich dein werden zu müssen, daß ich nicht die mindeste Unruhe mehr empfand. Als ich deinen Brief gesiegelt, und Lucie ihn auf die Post gebracht hatte, war mir so wohl, daß dem guten Mädchen Freudenthränen in den Augen standen. Ich trank den Morgen meinen Thee mit unbeschreiblichem Vergnügen; ich sang sogar mit meiner matten Stimme, und würde alle unsre Lieder gesungen haben, wenn mir nicht

der Athem so kurz gewesen wäre. Mir war so wohl, so wohl!

Da kam meine Mutter. Ich reichte ihr lächelnd die Hand, und sie umarmte mich freudig. Auch mein Vater kam, und erstaunte über meine Heiterkeie. Er winkte meiner Mutter heimlich zu, als sie eine Frage nach der Ursache meiner Krankheit that. Sieh, ich hätte ihr alles gerade und offen gesagt; aber auf den Wink meines Vaters wendete sie das Gespräch anders, und auch ich schwieg. Ich war aber fest entschlossen, von nun an gar kein Geheimniß mehr aus meiner Liebe zu machen. Vielleicht würde vieles anders seyn, wenn ich immer offen und aufrichtig gewesen wäre!

Nachmittags kam mein Vater, und fragte mich bittend: ob ich nicht dem Baron Touai erlauben wollte, mich zu sehen. „Er ist so besorgt um meine Klara,“ sezte er hinzu. — Ich hatte nichts dawider. Touai trat wirklich mit einem besorgten Gesichte herein; aber er lächelte, sobald er mich erblikte. „O,“ sagte er gerührt; „ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, Sie zu sehen; nun bin ich doch nicht mehr ganz so bekümmert.“ Ich sprach sehr freundlich mit dem edlen Manne. Den folgenden Tag kam er wieder, sezte sich an mein Bett, und plauderte sehr heiter. Meine Mutter gieng auf einen Wink meines Vaters hinaus, und bald nachher wurde er selbst gerufen. Touai stand auf; ich sah aber an meines Vaters Blike, daß er wünschte, Touai

möchte nicht weggehen. Nun fragte ich lächelnd: soll ich ganz allein bleiben? und Touai sezte sich mit sichtbarem Vergnügen wieder an mein Bett.

Ich war zu nichts entschlossen, dachte bei meiner Frage nichts, wollte nur meinen Vater überzeugen, daß die Erfüllung seines Wunsches unmöglich wäre. Touai wurde verlegen, unruhig; endlich nahm er meine Hand, und sagte sanft: „wenn Sie die Güte haben wollen, nicht zu glauben, daß ich Sie dränge, so möchte ich wohl eine Frage an Sie thun." Ich unterbrach ihn: Ehe Sie fragen, erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle. Er sah mich starr an. Nun erzählte ich ihm ganz aufrichtig, ohne etwas zu verschweigen, die Geschichte unsrer Liebe. Dann gab ich ihm deine Briefe. Er wollte sie einsteken; ich bat ihn aber, sie jezt zu lesen. Ich sah auf seinem Gesichte, während er las, nur eine leichte Unruhe, zuweilen eine Art von Rührung. Als er mir die Briefe zurükgab, küßte er lächelnd meine Hand, und sagte: „so ist die Frage, die ich thun wollte, unnüz!" Er schien sich zu sammeln. Verzeihen Sie, sagte ich, daß ich nicht gleich Anfangs so aufrichtig war; aber jezt bin ich fest entschlossen, es gegen jeden edlen Mann zu seyn. Er küßte meine Hand zum zweitenmal, und sagte: „aufrichtig? Wollen Sie auch mir Aufrichtigkeit erlauben?" Ich verbeugte mich. „Von diesem Augenblik an nehme ich, so schwer es meinem Herzen auch seyn mag, meine Hoff-

nungen zurük, wie jeder rechtschaffene Mann in meiner Stelle es thun würde. Ich rede nicht mehr für mich; ich rede für Sie selbst. — Ihr Vater scheint mit dieser Liebe nicht zufrieden zu seyn." — Ich seufzte. — „Und glauben Sie nicht, daß es von Ihrem Geliebten edler wäre, eine Leidenschaft zu unterdrüken, die Sie beseufzen, als . . ." — O, unterbrach ich ihn lebhaft; wenn es möglich wäre, diese Liebe zu unterdrüken, diese heisse Liebe . . . —

„Mir wenigstens," fiel er mit einem sanften, gutherzigen Lächeln ein, „muß es möglich werden; und die Wünsche ihrer Verwandten sind für mich. Doch," sagte er dann beruhigend, „ich kenne den Mann nicht, den Sie lieben. Seine Briefe hat die Leidenschaft eingegeben; sie sind also nicht der Spiegel seines Charakters. So viel aber weiß ich, meine Theure, daß eine Leidenschaft nicht glüklich machen kann, weil sie nicht dauert; und ich hoffe, Sie lieben mehr den Charakter Ihres Freundes, als seine Leidenschaft." Ich verstand ihn nicht recht. Nun erkundigte er sich nach dir sehr genau, sehr angelegentlich, und fragte ganz bestimmt: was mir an dir am meisten gefiele. Ich erzählte von dir, und fragte dann: ob ich nicht Recht hätte, dich über alles zu lieben. Er antwortete lächelnd: „das kann wohl nur die Zeit und die Erfüllung Ihres Wunsches entscheiden. Ein schönes Herz handelt fast immer richtig; allein es ist gemeiniglich der schlech-

teste Vertheidiger seiner Handlungen. Sie lieben Ihren Freund . . . Ich sehe Bekümmernisse für Sie in der Zukunft; Sie scheinen aber den Muth zu haben, sie alle überwinden zu wollen. Beharrlichkeit, ein steter Wille, kann Sie freilich zum Ziele bringen. Was wäre der Liebe unmöglich! Nur Schade, daß sie oft sich selbst zerstört, eben wenn sie das Ziel erreicht!" Er schwieg einen Augenblik, und sah mir dabei zärtlich traurig in die Augen. „Ich bin nicht glüklich," fieng er wieder an; „denn ich liebte Sie. O, könnte ich mich nur überzeugen, daß Sie glüklich wären, daß Sie, wenn Sie Ihre Wünsche erreicht haben, glüklich seyn werden: dann wüßte ich doch, wofür ich aufgeopfert ward!" Ich weiß nicht, was mich in seinen Worten rührte; die Augen fiengen an mir naß zu werden. „O," fuhr er fort, „daß dann nur ein äusserer Umstand Thränen in diese schönen Augen loken möge! Leben Sie wohl! Hier gebe ich Ihnen meine Adresse. Wenn einmal eine Stunde kommt, wo Muth, Freundschaft und Geld Sie retten kann, so machen Sie Gebrauch davon." Er verbeugte sich tief, und wollte gehen; aber er blieb noch einige Augenblike, weil mein Vater herein trat, und gieng dann, wie es schien, sehr ruhig.

Nach einigen Tagen machte er seinen Abschiedsbesuch bei uns, und verließ Koblenz. Als er weg war, wendete sich mein Vater zu mir, und fragte, ein wenig empfindlich: „weißt du nicht, Klara,

warum Touai seine Bewerbung um dich abgebrochen hat?" — Ja; ich habe ihm gesagt, daß mein Herz nicht mehr frei ist. — Er wendete sich ab; dann fragte er: „hast du ihm den Pächtersohn genannt?" — Ja; er hat Klairants Briefe gelesen. — „Welche Briefe? Schreibt er dir noch jezt?" Nun trat er auf mich zu, und fragte mit einem freundlichen Blike: „Klara, ist es nicht möglich, daß du . . .?" — Es ist unmöglich, mein Vater, unmöglich, daß ich je einem Andern gehören kann, als Klairant: davon sollte Sie meine Krankheit überzeugt haben. — „Deine Krankheit? wie so?" — Ich gab ihm dein leztes Billet. Er las es, behielt es lange Zeit vor den Augen, gab es mir dann wieder, und warf einen rathenden Blik auf mich. Nun nahm er das Billet noch einmal, zeigte mir darin die Stelle: „das Glük deiner Eltern wird dich beruhigen;" und sagte gerührt: „soll es mich nicht schmerzen, Klara? Ein Fremder, sogar Klairant, fühlt das; und nur das Herz meines Kindes fühlt es nicht!" Nach einer Pause fragte er: „war dieß Billet die Ursache deiner Krankheit?" — Ja! — „Nun denn," sagte er erbittert, „wenn diese unselige Leidenschaft dein jungfräuliches Gefühl so gänzlich zerstört hat, so darf ich mich freilich nicht wundern, daß deine Liebe zu uns dahin ist. Ihm that ich Unrecht; wahrhaftig, großes Unrecht: das seh' ich erst jezt. Ich nannte ihn deinen Verführer!" — Er wendete sich schnell um,

und gieng. Ich wußte nicht sogleich, was er damit sagen wollte. Jezt seh' ich wohl, daß er dein Billet nicht verstand. Er meinte, du hättest meiner Hand entsagt, und darüber wäre ich krank geworden. Ich freuete mich über den unschädlichen Irrthum; denn er rechtfertigte dich.

Am Abend kam mein Vater zu mir auf mein Zimmer. Er sezte sich, blikte mich eine Weile unruhig an, und sagte endlich: „du scheinst deiner Sache so gewiß zu seyn, Klara. Darf ich die Briefe sehen, die er dir geschrieben hat?“ Ich holte sie hervor, und er las sie langsam, einen nach dem andern. Bald schien er während des Lesens unruhig, bald erbittert. Ach, mich dünkte, die rührende Sprache deiner Liebe und deines Grams müßten eine bessere Wirkung auf ihn thun! — Er legte die Briefe zusammen, und gab sie mir zurük. Dabei lächelte er mit einer Art von Spott, der in meinem Herzen die Empfindung des Kummers über die Unruhe, die ich ihm machte, wieder zerstörte. Endlich sagte er: „wie ich sehe, Klara, hast du deinen Plan geändert; du glaubst, deine Wünsche nicht mehr verbergen zu dürfen. Aber sei nichts halb; rede einmal ganz aufrichtig! Bildest du dir ein, es wäre je möglich, meine Bewilligung zu dieser unseligen Liebe zu erhalten? Meinst du, Elend, Mangel, Kummer können mich so weit erniedrigen, daß ich ihm deine Hand gäbe?“ Ich sagte leise, mit Thränen in den Augen: ja, mein Va-

ter; ich hoffte, meine Liebe, mein Gram, mein Elend müßten endlich Ihr Herz rühren. Ich glaubte, Sie würden Ihre Klara lieber weniger glüklich sehen wollen, als gar nicht; und noch jezt hoffe ich, Sie werden es Klairant einmal erlauben, mein Leben zu retten. Denn, mein Vater, dieser Gram, diese Unruhe, dieses Toben in meiner Brust muß endlich mein Leben zerstören; muß . . . — Er lächelte bitter, und drükte meine Hände, die ich aufgehoben hatte, mit einer gewissen Heftigkeit auf meinen Schooß zurük. „Nein, mein Kind," sagte er dann; „die Liebe ist keine tödtliche Krankheit. Aber wenn sie es auch wäre . . . nein, Klara, auf meine Einwilligung rechne nie. Selbst wenn ich so schwach seyn könnte, einer neuen Betriegerei zu glauben; so schwach, ihn selbst an dein Bett zu führen, um dich vom Tode zu retten: dennoch darfst du nicht darauf hoffen. In dem Augenblike, da ich seine Hand in die deinige legte, würde ich ihm fluchen; den ersten Augenblik der Besonnenheit würde ich benuzen, eure Verbindung wieder zu trennen. Nein, Klara, auf meine Einwilligung rechne nie!"

Mein Vater war heftig geworden. Er hielt noch immer meine Hand, und preßte sie in der seinigen, daß es mich schmerzte. „Aus seinen Briefen sehe ich," fuhr er fort, „daß du mit ihm nach Frankreich hast entfliehen wollen. Ich

kann dich nicht hüten, Klara, kann es nicht hindern, wenn du davon gehen willst; auch darf ich es nicht, das weißt du, weil ich meine und deine Ehre liebe. Eben so wenig mag und kann ich es hindern, daß du ihm, und daß er dir schreibt. Aber, Klara, wahrhaftig! die Liebe ist eben so kurzsichtig, wie die Vorsicht des Vaters. Entfliehen kannst du; doch wo willst du dich verbergen, wo den Räuber meiner Tochter und meiner Ehre, ohne daß ich dir folgen könnte? Geh immerhin nach Frankreich! Meinst du, daß mir dessen Gränzen verschlossen sind? Bei meinem Leben, Klara! das Gesez, das mir den Tod drohet, soll mich nicht zurük halten. Ich werde dich, ich werde ihn finden; in deinen Armen, oder mit dir am Altare: gleichviel! Wo ich den Räuber des Meinigen entdeke, da trifft ihn meine Rache. Er mag mir zeigen, was die Liebe kann; ich zeige ihm dagegen, was ein Vater darf. Das Uebrige ist ein Trauerspiel, worüber du keine Thräne weinen wirst; denn du hast für deinen Vater nichts, auch nicht einmal eine Thräne, ein Gebet: alles gehört dem Menschen, von dem du bezaubert bist. Klara, so hast du vielleicht die Sache noch nicht angesehen. Darüber jammere nun erst mit ihm! Klage deinen harten Vater bei ihm an; aber sag ihm auch, daß er sich hüten soll, seine Hand an die Tochter des Vicomte du Plessis zu legen: denn — bei allem was mir heilig ist! — und wenn er sich mit

dir in der National-Versammlung versteckte, ich würde ihn auch da suchen, da, wo mein Tod unvermeidlich wäre. Nichts, Klara, als mein Tod, kann dir die Erlaubniß verschaffen, seinen Namen anzunehmen; und auch noch die lezte Bitte deines sterbenden Vaters soll dich von ihm trennen, oder doch dein Leben mit einem reuevollen Andenken verbittern."

Klairant, diesen Sturm habe ich ausgehalten! Die Stimme meines Vaters wurde immer feierlicher, je länger er sprach, und zulezt mischte sich sogar ein Ton von Wehmuth hinein. Mein Herz war zerrissen, und ich zitterte vor seinen Drohungen; aber meine Liebe zu dir fühlte ich nicht minder, und wünschte nicht einmal, ihm gehorchen zu können. Das that mir selbst sehr weh; indeß beruhigte ich mich darüber. Sieh, in allem was mein Vater sagte, war doch auch nicht Ein Grund, Eine scheinbare Ursache, warum ich unsere Liebe hätte verdammenswerth finden können. Er sagte eigentlich nur: „ich will nicht, weil ich nicht will." Kann das unruhig machen? Ich zittre vor seinen Drohungen; aber seine ganze Vorstellung hat auch nicht die mindeste Unruhe in meiner Brust zurükgelassen. Die wenigen Worte, die Touai mir sagte: „ich hoffe, Sie lieben mehr den Karakter Ihres Freundes, als seine Leidenschaft;" die hatten mich unruhig gemacht; ich hörte nicht eher auf, es zu seyn, als

bis ich zuverläßig wußte, daß ich dich wegen deines Edelmuthes, wegen deiner Tugenden liebe.

Seitdem nun — o, ich weiß nicht, wie ich es dir klagen soll! — bin ich wie eine Fremde in meines Vaters Hause. Es thut mir weh, sehr weh! Meine Mutter drükt mich, wenn sie mit mir allein ist, zuweilen heftig in ihre Arme, aber als ob es ihr verboten wäre. Mir gehen immer die Augen über, wenn sie es thut. Wir halten einander umfaßt, ohne uns anzusehen; wir schluchzen Beide, und lassen uns wieder los, ohne uns erklärt zu haben. Ach, will denn mein Vater mir auch das Herz meiner Mutter nehmen? — Sieh, so leben wir jezt, ohne das gegenseitige Vertrauen, das allein meinen Vater berechtigen kann, Gehorsam von mir zu fordern: wie Fremde! wie Fremde! Manchmal, Klairant, bin ich so innig betrübt, daß ich alle Theilnahme an dem, was um mich her vorgeht, verliere. Ach, es ist so seltsam: das Gefühl, nicht geliebt zu seyn, mischt sich in Alles, was ich thue, empfinde und denke, ja selbst in die Gegenstände, die mich umringen. Der Himmel ist mir nicht mehr so blau, die Gegend nicht mehr so schön. Die ganze Natur sieht so mürrisch, so unzufrieden, so trauernd aus, seitdem ich weiß, daß ich nicht mehr geliebt bin. Ich kehre ängstlich in unser Haus zurük, öffne zitternd die Thür zu meines Vaters Zimmer, und habe nicht mehr

den Muth mitzusprechen, oder etwas anzugreifen. Zum Essen muß man mich immer nöthigen. Ich fühle, daß ich jezt für ein Geschenk meiner Eltern dankbarer bin, als ehemals; aber Vertrauen, Liebe, sollte doch wohl mehr die Empfindung eines Kindes seyn, als Dankbarkeit.

Neulich — du glaubst nicht, wie weh es mir that! — wir sollten den Prinzen unsre Aufwartung machen. Ich dachte mit Angst an den Tag; denn es fehlte mir ein passender Kopfpuz zu dem Kleide, das ich anziehen sollte. Als der Tag kam, machte ich es mit meinen Haaren, so gut ich konnte, und gieng dann zu meinen Eltern hinein. Meiner Mutter fiel der Kopfpuz sogleich auf. Ich gestand ängstlich, daß ich keinen andern hätte. — „Aber, Klara, warum sagst du das nicht?" — Die Frage preßte mir Thränen aus; und, von Betrübniß überwältigt, antwortete ich mit niedergeschlagenen Augen: o, Gott! darf ich es Ihnen denn noch sagen, wenn mir etwas fehlt? Mich selbst erschütterte meine Frage. Ich beugte mich auf die Hand meiner Mutter, und benezte sie mit Thränen. Sie hob mich auf, drükte mich an ihre Brust, und — sagte nicht, nein, sie rief ganz laut: „Klara, Klara! du bist mein Kind, mein geliebtes Kind, meine theure Tochter!" Bei diesen Worten schluchzte sie, und konnte sich gar nicht zufrieden geben. Sie wußte nicht, wie sie mir ihre Liebe genug

beweisen sollte. Ihre Hände, die mich umschlungen hielten, zitterten auf meinem Rüken. „Ja,“ rief sie laut; „du bist mein Kind, von nun an wieder mein liebes Kind!“ Selbst mein Vater war gerührt. Er stand erst mürrisch da; doch bald trat er auf mich zu, und streichelte mir die Wange. Er schwieg; aber sein Blik zeigte deutlich genug, was sein Entschluß, oder seine Vaterwürde ihm mit Worten zu sagen verbot. „So,“ sagte er endlich, „können wir uns nicht sehen lassen.“ Nun sezte er sich auf den Sofa, und zog meine Mutter zu sich. Ich blieb in der Ferne stehen. Er sah erst mich an, und dann neben sich nieder. Endlich bot er mir die Hand, und zog auch mich auf den Sofa.

Hier sassen wir nun alle Drei, stumm, traurig, ohne Muth zu reden. Es war eine peinliche Minute, in der meines Vaters Gesicht sich nach und nach verfinsterte. Er gieng in sein Kabinet, blieb da, den Rüken zu uns gewendet, stehen, und seufzte so laut, daß wir es hören konnten. Meine Mutter gieng im Zimmer auf und ab, und rang die Hände. Ich stellte mich an das Fenster, und wünschte, mit Thränen in den Augen, daß der Rhein mich verschlingen möchte. Ach, Klairant, wenn Herzen, die zu gegenseitiger Liebe bestimmt sind, sich vor einander verschliessen — die Empfindung davon ist drükender, als Haß, als offenbare Feindschaft!

Ich gieng hinaus. Erst nachher sah ich ein, daß ich mich meinem Vater hätte zu Füssen werfen sollen; vielleicht würde dieser Augenblik ihn gerührt haben.

Nun ist wieder alles, wie vorher. Jeder von uns weiß, daß er Unrecht thut; und dennoch—! Klairant, deine Klara ist nicht glüklich; aber was würde sie seyn, wenn sie dich nicht liebte? Ach, so oft ich mir das vorstelle, verläßt mich alles, sogar meine Gedanken, sogar ich selbst. Nein, ich sollte nicht klagen, so lange ich dich liebe!

XIX.

Klara an Klairant.

Wir haben Koblenz verlassen, lieber Klairant, und wohnen jezt in Embs. Mein Bruder sagt, ich sei Schuld daran, und er mag wohl recht haben: aber wie kann ich es ändern? Mir ist nur deiner Briefe wegen bange, die ich in Koblenz so sicher erhielt. Adressire sie nun gerade wieder an meinen Bruder. Er wird ja nicht so grausam seyn, mir das Einzige zu entziehen, was mich noch an das Leben fesselt!

Höre, wie das zugieng. Wir besahen in Koblenz mit einer großen Gesellschaft das Kurfürstliche Schloß, und traten nun in den Audienzsaal. Ich war mit meinen Gedanken in Chatillon, und gieng so mit, ohne etwas zu sehen

oder zu hören. Da faßte eine von unsern Bekannten meinen Arm, führte mich vor ein Gemählde, fieng an es mir zu erklären, und machte mich endlich aufmerksam. Es waren vier große Gemählde, als Wandstüke um den Thron her. Da stand ich vor dem ersten, auf dem ein Fürst Brod und Geld unter eine verhungerte Menge austheilt. Ein schönes Gemählde in dem Saale eines Fürsten! sagte ich. Wir plauderten eine Weile, und machten Anmerkungen, die uns Alle rührten. Das ist, sagten Einige, unser nur zu guter König, den die Undankbaren, die er bei der Hungersnoth 1788 mit einem Aufwande von vierzig Millionen Livres sättigte, jezt mit Hohn, mit der bittersten Kränkung verfolgen! — Ach, dachte ich bei mir selbst, warum thun das Menschen, zu denen Klairant gehört, die Klairant vertheidigt! Die Vorstellung betrübte mich. Den König, der seinen Unterthanen eine so große Summe schenkte, ob er gleich selbst Mangel litt — den nennen sie einen Tyrannen! Sollten sie nicht, dacht' ich, wie die Menschen hier auf dem Gemählde, die Arme gen Himmel heben, und für ihn beten? Ach, Klairant, es ist doch Unrecht! — So kamen wir zu dem zweiten Gemählde, welches die Gerechtigkeit der Fürsten vorstellen sollte, mir aber nicht gefiel: Salomons Richterspuch. Nun giengen wir um den Thron weg zu dem dritten. Als ich einen Blik darauf geworfen hatte, rief ich laut: das ist er! das ist er! Ich

flog mit blizenden Augen, mit aufgehobenen Händen, zu dem Gemählde hin. Man umringte mich, und fragte: wer es denn sei? wen ich meine? Ich war ganz ausser mir. Klairant, du standest auf dem Gemählde, so getroffen, so lebendig, ach! selbst in der Stellung, wie du den Titus in der Tragödie spieltest. Dein Gesicht, deine Miene, dein kummervoller, stolzer, edler, schöner Blik, deine Gestalt: alles war so lebendig, daß ich glaubte, du müßtest den Augenblik anfangen zu reden. Ich weinte, und nannte deinen Namen; ach! ich hatte vergessen, wo ich, und wer bei mir war. Meine Mutter kam; sie faßte mich an, wollte mich zu mir selbst bringen, und fragte. Sehen Sie! rief ich; sehen Sie! das ist er! das ist Klairant! — Sie warf schweigend einen Blik auf das Gemählde, und wollte mich davon wegziehen; aber vergebens: ich war auf meinem Plaze wie eingewurzelt.

Du kannst leicht denken, was in der Gesellschaft vorgieng; man lachte, zukte die Achseln, und erinnerte sich eines Geschwäzes über mich, worin der Name Klairant ebenfalls vorgekommen war, und das mir den Namen „Gabrielle“ zugezogen hatte. Ich sah und hörte aber von dem Allen nichts, weil ich im Anschauen verloren war. Das Gelächter wurde lauter, und machte meinen Vater aufmerksam, der bis jezt in tiefem Gespräche gestanden, und nichts von mir bemerkt hatte. Er fragte, hörte, kam, mit wildem Zorn im

Blike, auf mich zu, bot mir den Arm, sagte laut: du bist eine Närrin! und zog mich aus dem Saale. Ich sah noch immer dein Bild, und folgte ihm, ohne einen Gedanken zu haben. Im Hause führte mein Vater mich in mein Zimmer. „Ist es nicht genug," fragte er bitter und mit funkelnden Augen, „daß du mich hier mit deiner Schande quälst?" Er hatte meinen Arm gefaßt, und preßte ihn so heftig, daß ich aufschrie. „Mache nicht," fuhr er fort, „daß ich körperlichen Schmerz für das einzige Mittel halten muß, dich zu leiten!" Jezt trat meine Mutter in das Zimmer, und er rief ihr zu: „nein, du sollst sie in ihrem Troze nicht bestärken! Bei Gott! ich will nicht länger der schamlosen Raserei dieser verliebten Närrin zum Spielzeuge dienen!" Er führte meine Mutter hinaus, und schlug die Thür mit Heftigkeit hinter sich zu. Ich hatte seine Worte gehört, und zitterte; aber noch wußte ich kaum, was vorgegangen war. Die Vorstellung deines Bildes verdrängte die Angst vor meinem Vater, und wurde wieder von ihr verdrängt. Man rief mich nicht zu Tisch; Lucie brachte mir mein Essen, und erzählte mir, daß mein Vater geäussert hätte: er selbst wäre über die Figur auf dem Gemählde erstaunt, weil du ihr so außerordentlich ähnlich sähest.

Es waren zwei Figuren auf dem Gemählde. Der eine, mit einem Lorbeerkranz um die Stirn, saß an einem Tische; der andere, du, Klairant,

standest vor ihm. Nie wird der Eindruk dieser Gestalt aus meiner Seele verschwinden, mit deinem Gesicht voll Interesse, voll Leidenschaft, kummervoll, stolz, bittend und befehlend zugleich. Mein Bruder meint, es sei wahrscheinlich die Scene, wo August dem Cinna sagt *): sei mein Freund, Cinna! Es mag seyn; aber wenn der Mahler einen beschämten Verräther zeichnen wollte, so mußte er nicht dein Gesicht wählen. Es war, als ob die gedrükte Tugend vor dem Fürsten stände; es war — mit Einem Worte: du warst es, du Klairant! Indeß die Vorstellungen webten sich genauer in einander. Als ich hier meinen Vater zum erstenmale wiedersah, hätte ich ihm beinahe die Hand geboten; auf meiner Zunge schwebten schon die Worte: „wir wollen Freunde seyn, Cinna!“ Ich kann das Bild, ich kann die Worte nicht aus meiner Seele los werden.

Am folgenden Morgen früh ward eingepakt. Mein Bruder sagte mir, daß wir reisen würden. Er sezte sich mit mir und Lucien in einen Wagen; und ein andrer stand schon gepakt vor der Thür. Meine Mutter öffnete, als wir Drei eben wegfahren wollten, einen Augenblik das Fenster, und warf mir einen Kuß zu. Aus einigen Worten meines Bruders merkte ich, daß es eine Strafe für mich seyn sollte, so ohne meine Eltern zu reisen. Ich dankte meinem Vater für diese

*) Soyons amis, Cinna!

Strafe; denn ich dachte mit Aengstlichkeit daran, wie es seyn wurde, wenn ich ihm gegenüber säße.

Klairant, welch eine Reise! Wir fuhren durch das Lahngebirge, das schönste der Erde: erst auf einem Bergrüken, mit Gehölz umgeben, vor uns ein tiefes Thal, worin einzelne Hütten, unter Baumgruppen verloren, oder an dem Eingange eines reizenden Thales, standen. Jezt rollte der Wagen in eine ungeheuer tiefe Kluft hinab, in einen See von Bäumen und einzelnen Hütten. Rechts zog sich ein Thal zwischen den Bergen weg, links eins von schönen Bäumen verborgen. Ach, reizende Einsamkeiten, allein für die unglükliche Liebe geschaffen! „Hier! hier!" rief ich mit nassen Augen und bebender Stimme meinem Bruder zu. Er schien mich zu verstehen; denn er ließ halten und mich aussteigen. O Klairant, wenn wir uns einmal den Bliken der Welt verbergen müssen, so führe mich in diese schönen Gründe. Eine Hütte wird uns hier gern aufnehmen; und wer will uns hier suchen — mitten in diesen Wäldern, in diesem Irrgarten von lieblich verschlungenen Thälern? Mein Herz pochte vor Freude, wenn ich mir dachte, daß ich an deinem Arme unter den lichten Bäumen gienge. Da stand eine Hütte: man sah von oben den Rauch, der wie eine Säule aus den Bäumen hervorragte; unten, in einer Beugung des Thals, entdekte man erst die Hütte, an einen grünen Berg gelehnt, und in Bäumen verstekt. Zwei Kinder tummel-

ten sich vor der Thür auf dem weichen, lieblichen Grase; ein junges Weib saß und arbeitete. So würde ich sizen, dachte ich; und Klairant an meiner Seite. Wir wollten wie gescheuchte Rehe durch die Schlüfte dringen, weit von der Landstraße, hinter jene ungeheuren Berge, und da eine noch einsamere Hütte suchen. Verborgen, getrennt von den Menschen und ihren Wohnungen, wollten wir leben und glüklich seyn. Als ich das dachte, flossen Thränen aus meinen Augen. Ich hatte mich der Frau genähert. Die Kinder standen beide in der Ferne, und betrachteten mich. Ich theilte ein Stük Biskuit unter sie, das sie mit freundlichen Bliken verzehrten. Hinter der Hütte führte ein Fußsteig den waldigen Berg hinan. Ich wies auf ihn, und fragte, mehr mit Bewegungen als mit Worten, ob man ihn gehen könnte. Die Frau schüttelte den Kopf, und zeigte mir die diken Wälder, als ob sie sagen wollte: der Fußpfad führt da hinein. Ich gab ihr zu verstehen, ob hinter dem Berge ein Thal und auch eine Hütte wäre. Sie deutete mit der Hand an, daß der Weg wieder in ein Thal hinab führte; dann zeigte sie mit Kopfschütteln auf die Hütte, auf Felsen und auf Bäume, die das Thal erfüllten.

Einzelne Worte, als Thal, Haus, Felsen, Wildniß, wußte ich; denn ich habe von der Tochter meines Wirthes ein wenig Deutsch gelernt. Ich fragte die Frau, so gut ich konnte, ob sie

hier glüklich wäre. Sie antwortete, und ich verstand nichts. Als ich meine Frage wiederholte, merkte sie das, lächelte mir zu, nahm eins ihrer Kinder, und drükte es, mit einem fröhlichen Blike auf mich, an ihre Brust. Ich konnte mich nicht enthalten, das schmuzige Kind aus ihren Armen in die meinigen zu nehmen und es zu küssen. Dann gab ich der Frau, weil mein Bruder rief, eine Kleinigkeit, und gieng.

O, dachte ich im Gehen; was ist doch das menschliche Glük! Klairant, aus dem Gesichte der Frau, als sie ihr Kind an die Brust schloß, leuchtete das reinste Vergnügen hervor. Man konnte sie unmöglich mißverstehen. Ach, ich wendete mich noch einmal nach dem Fußpfade zurük, der in ein waldiges Thal, in eine felsige Wildniß führt. Klairant, dahin laß uns fliehen — in das Thal, wohin noch nie der Fuß eines Menschen gekommen ist! Hier sollst du mir und dir eine Hütte bauen, und die einzigen Menschen, die wir dann sehen, sollen diese Frau und ihre Kinder seyn. Da werden wir wohnen; und fragt mich ein Reisender, den der Zufall oder das Unglük zu uns führt, ob wir glüklich sind — o Klairant, wenn ich dann dich an meine Brust drüke: meinst du nicht, daß er mein Gesicht voll Freude verstehen wird?

Mit Widerwillen dachte ich daran, daß ich nun diese schöne Wildniß mit einer geräuschvollen Stadt vertauschen sollte; aber wie angenehm wurde

ich überrascht, als wir den Berg hinunter fuhren, und Embs vor uns im Thale liegen sahen: ein kleines Städtchen auf dem schmalen Ufer der Lahn längs dem Flusse hin gebauet; eine einzige Gasse Häuser zwischen dem Flusse und den ungeheuren Felsen, die mit ihm in gerader Linie fortgehen. Die Gegend umher ist schauerlich, so wild, so angenehm finster, daß hier der Gram zu einer Wollust wird. Auf die Allee komme ich selten; ich stehle mich an dem Flusse hinunter, und verliere mich zwischen Felsen und Gebüsch in ein langes Thal, worin ein kleiner Bach fortrauscht. An diesem gehe ich hinauf, bis zu einer Silberschmelze. Hier size ich mit meiner Lucie auf einem Hügel, im Gebüsche verborgen, und lese deine Briefe, träume mich nach Chatillon, oder hole dich auf den Flügeln meiner Liebe zu mir. Dann verschliesse ich das Thal mit ungeheuren Felsen, und zaubere an den Rüken des Berges eine Hütte und einen Garten. Mitten in diesen Träumen springe ich auf, fasse meine Lucie bei der Hand, tanze fröhlich umher, und mein süsser Traum verfliegt erst dann, wenn mir nahe vor Embs Menschen von meinem Stande begegnen.

Ueberall ist es hier voll von Ausgewanderten. Ach, Klairant, ich zittre oft für dich, wenn ich höre, welche Rache sie an der Nation nehmen wollen. Und — laß mich das mit Angst hinzusezen! — es sind nicht bloße Worte. Nein, Klairant, nein! Du kennst den fürchterlichen

Haß nicht, mit dem sie einander selbst verfolgen. Neulich war ich bei einer solchen Scene zugegen. Man sprach über die Rechte des Adels. Einer in der Gesellschaft glaubte, daß manche von diesen Rechten wohl aufgehoben werden müßten, und führte die mi-lods, die trousses, die gélinage*) und andere an, die doch den Bauernstand sehr bedrükt hätten. Ein Edelmann aus Bretagne, der zugegen war, fuhr auf wie ein Rasender, und nannte den ersten einen Jakobiner, einen elenden Volksschmeichler. Dieser führte, um sich zu vertheidigen, die Cahiers des trois ordres de Bretagne **) an, und machte dadurch jenen noch wüthender. Man zog die Degen, und nur das Geschrei und die Bitten der Frauenzimmer konnten die Ruhe wieder herstellen. Schon am folgenden Tage mußte der erste Koblenz verlassen; denn der Adel von Bretagne hatte seinen Untergang geschworen. Wer nur im mindesten an

---

*) Mi-lods, Kontraktgebühren bei dem Verkaufe von Immobilien. Trousses, Treibpflicht, das Recht des Adels, die Bauern zum Treiben bei der Jagd gebrauchen zu können. Gélinage; eine Steuer, welche der Adel in Bretagne auf die Hühner seiner Unterthanen gelegt hatte.

**) Die Deputirten zu den états généraux, der nachmaligen ersten National-Versammlung, bekamen von ihren Kommittenten Instruktionen, welche man Cahiers, Hefte, nannte.

der Revolution Theil genommen hat, ist hier mit dem Hasse aller Partheien beladen, und wird von ihnen verfolgt. Du glaubst nicht, wie weit die gegenseitige Erbitterung geht. Der junge Preyssy war mit einem schönen und guten Mädchen versprochen, und Beide liebten einander so zärtlich. Unbedachtsamer Weise sagte er einmal, die Kapitainerieen wären doch eine drükende Ungerechtigkeit gewesen, über die der Adel und das Volk sich zu beschweren Ursache gehabt hätten *).

*) „Unter dem Worte Capitaineries verstand man in Frankreich ein oberherrliches Recht über gewisse Distrikte, welches der König den Prinzen vom Geblüt ertheilte, und wodurch sie das Eigenthum alles Wildes in diesem Bezirk erhielten; auch auf Ländereien, die ihnen nicht gehörten, und, was sehr sonderbar ist, auch auf Rittergütern, mit denen Andre lange vorher belehnt worden waren. — Wenn von Hegung des Wildes in solchen Distrikten die Rede ist, so werden darunter ganze Heerden wilder Schweine, Hirsche und Rehe verstanden, die nicht etwa durch einen Wildzaun eingeschränkt waren, sondern nach Belieben die ganze Gegend durchstrichen und die Saatfelder verheerten. Die unglüklichen Bauern, welche in Verdacht kamen, daß sie das Wild todt schlügen, um das Getreide zu retten, welches zur Nahrung ihrer hülflosen Kinder bestimmt war, mußten dann die Galeeren bevölkern.“ Arthur Youngs Reisen durch Frankreich ꝛc. Deutsche Uebersezung B. II. 428. — Eben daher sind auch einige andre Erläuterungen bei diesem und dem folgenden Briefs genommen.

Man sagte seine Unbesonnenheit an einem gefährlichen Orte wieder, und der Vater seiner Geliebten mußte ihm die Hand seiner Tochter versagen. Der junge Mann ist voll Kummer in die Schweiz gegangen, und das arme Mädchen stirbt vor Gram hin. So bitter, so wüthend ist ihr Haß gegen einander; ach, wie fürchterlich wird er nicht erst gegen euch seyn! Klairant, ich zittre für dich. Man zweifelt hier nicht mehr an der Rükkehr nach Frankreich; Alles spottet eurer Armeen ohne Anführer, und brennt vor Verlangen nach dem Tage, da der vereinigte Adel aufbrechen wird. Ueberdies hat man noch andre Hoffnungen; man rechnet auf die Hülfe der Deutschen Höfe. Klairant! Gott, wenn ich hörte, daß du . . . O Klairant, überlege selbst! Die tapfersten, edelsten Männer des ganzen Königreiches sind hier; die meisten Generale, die meisten Offizier. Im Königreiche selbst sind zwei Drittel der Einwohner, die von dem Adel lebten, auf dessen Seite. Es kann nicht fehlen.

Ich überlege so oft unser Schiksal, Klairant. Wenn wir zurükkehrten — was würde aus dir werden? Mein Vater? ach, ich fürchte, der denkt jezt von dir ganz anders, als sonst. Ich bitte, ich beschwöre dich: verlaß das unglükliche Land, das bald nicht mehr unsrer Liebe Schuz geben kann, und das dich gegen den Haß meines Vaters nicht sichern wird. Komm hieher! Dieses

land schuf die Vorsehung für eine schuzlose, unglükliche Liebe. Hier in diesem Felsenwalde, wo nur ein reissender Strom sich eine Bahn brechen konnte, kann auch nur die Liebe wohnen. Was kümmert es uns, welche von diesen wilden Partheien Recht hat! was geht es uns an, ob das Volk, oder der Adel regiert! Komm hieher, Klairant! Ein Thal soll unser Reich werden, die stillste, heiligste Liebe uns beherrschen; und wir wollen fröhlich, unschuldig ihren sanften Befehlen gehorchen. Klairant, folge mir. Du findest mich gewiß jeden Abend, wenn das Wetter nur erträglich ist, auf dem Wege von Embs nach der Silberhütte. Ach, wenn ich an unser Geschik denke — ich möchte mit einer Bärin ihre Höhle theilen, um dich gegen alles, was dir drohet, verbergen zu können. Klairant, schreib mir bald! Ich habe schon lange nicht eine Zeile von dir.

XX.

Klairant an Klaren.

Klara! — O, gieb du mir Worte, guter Gott! Die Liebe kann die geheimsten Empfindungen ausdrüken: sie hat Thränen, Umarmungen, Händedruk. Schmerz, Verzweiflung, und selbst der Tod ist für sie da, wenn sie sichtbar hervorbrechen will. Aber was hat die Dankbar-

keit? Wie soll die Feder, wie die Zunge ihre Empfindung mahlen, welche die Seele so still mit ihren sanften Flügeln bedekt? Welche Worte drüken den ruhigen, stolzen, allmächtigen Genuß des dankbaren Herzens aus? O, Klara, hier lieg' ich auf den Knieen, halte dein Bild in den gefaltenen Händen vor meine sanftbenezten Augen, und rufe den Segen Gottes über dich herab, weil ich selbst verzweifle, dich für die Ruhe meines Wesens belohnen zu können. Deine Liebe kann ich belohnen: denn ich liebe dich mehr, unaussprechlich mehr, als mich selbst; aber deine Großmuth, edle Klara, deine himmlische Großmuth — O, bei diesem Gedanken senkt sich der Himmel mit aller seiner Ruhe, seinen Seligkeiten langsam auf mich herab. Nein, der Ewige war nicht in den verzehrenden Flammen meiner Liebe, nicht in dem gewaltigen Brausen meines Schmerzens; aber in dem milden Säuseln deiner Großmuth und meiner Dankbarkeit ist er!

Mein Wesen hat sich umgewandelt; es lös't sich unter diesem Gefühle sanft auf; meine Seele vergeht in Zagen über diese Seligkeit; ein sanftes Sterben in himmlischem Entzüken stillt alle meine Begierden, alle meine Kräfte. Ich sinke in der ruhigen Fluth der Zufriedenheit langsam unter. Klara, du gabst mir deine Liebe; und kaum konnte mein Herz dieß Glük tragen. Ach, mußtest du auch noch die Seligkeit der anderen Welt

in dies sterbliche Herz von Erde gießen? Hier kniee ich vor deinen Briefen, und vergehe unter der Last von Seligkeit, die deine Großmuth auf mich häuft.

Klara, was soll ich thun, dir zu danken? Nein, für meinen Dank ist dies Herz zu schwach, die Sprache zu arm, die Erde zu klein. Ich hebe meine Hände gen Himmel, und bete für Klaren; das ist alles, was ich vermag.

XXI.

Klairant an Klaren.

So gewiß du mich liebst, meine Klara, so gewiß würde ich mich jezt, ohne zu überlegen, und nach einem Jahre Ueberlegung, für dich mit Freuden in ein Flammenmeer stürzen. Ich habe meine Phantasie gemartert, Klara, um eine Probe aufzufinden, die ich nicht für dich bestehen, ein Unglük, vor dem ich, wenn es dich retten könnte, zurükbeben würde. Von jezt an bin ich so gewiß dein, als du selbst dein bist. So wenig du dich selbst je verlassen kannst, so wenig kann Klairant dich je verlassen. Gefühlt habe ich das lange, Klara; denn wer könnte dich lieben, und von dir geliebt seyn, ohne das zu fühlen? Aber was den Unterschied macht? Jezt weiß ich, was ich sonst nur fühlte. Was ich sonst nur in den Augenbliken, wenn meine Brust an der dei-

nigen Schwung, wenn ich deine Briefe las, oder mich deiner und unseres Glükes erinnerte — was ich nur dann als Wahrheit fühlte, das weiß, das sehe, das fühl' ich jezt in jedem Augenblike meines Daseyns, bei den unbedeutendsten ruhigsten Geschäften so gut, wie in der heißesten Leidenschaft. Und das Seltsame dabei ist, daß meine Liebe an Stärke verloren hat. An Stärke; ja! Ich denke nicht mehr mit der strebenden Unruhe an dich; zittre nicht mehr für dein Herz; erschreke nicht mehr vor Zufällen. Meine Liebe ist ein ruhiger Selbstgenuß geworden: ich bin jezt deiner Liebe, deiner Treue, deiner ewigen Treue, so sicher, als ob ich deine Seele in meiner Brust trüge; ich denke an dich mit der Empfindung, mit welcher der Heilige an den Himmel denkt: mit einer so sichern, ruhevollen Gewißheit, als ob der Ewige unsre Liebe, unsre Vereinigung, zum Ziele, zur Bestimmung seiner Schöpfung gemacht hätte. Ich bin dein, Klara!

Laß mich über das, was ich thun wollte, hinwegeilen. Wer könnte deinen Verlust überleben! Der Himmel stellte vielleicht uns Beide so gefährlich, dich mit deinem Herzen an den Rand der Untreue, mich an den Rand der Verzweiflung und des Grabes — um unsre Liebe in diesem Feuermeere der Angst gegen alle Verfolgungen zu härten, um unser Vertrauen auf uns selbst, unsere Dankbarkeit, jede schöne, edle und

seine Empfindung für einander so zu verstärken, daß wir Beide mitten in den Flammen eines Scheiterhaufens, einer an des andren Brust, noch glüklich seyn könnten. Ja, Klara, die Welt hat aufgehört, für mich etwas anderes zu seyn, als der Raum, in welchem ich athme. Du bist meine Welt geworden. Meine Empfindungen, meine Gedanken gehen alle von dir aus, und kehren alle zu dir zurük. Träte ich jezt an den Altar, sähe dich mit dem Brautkranz in deinen Loken, an der Hand eines Mannes da stehen, und hörte den Priester den Ehesegen über euch sprechen: ich würde das einen Traum nennen, und wenn es auch Wirklichkeit wäre; ja, ich glaube, ich bliebe dennoch glüklich in deiner Liebe, die mir kein Brautkranz, kein Händegeben, keine Ehe, die mir selbst die Allmacht nicht rauben kann.

Klara, die Liebe, die wahre Liebe, unsre Liebe, ist die Allmacht, durch welche alle Träumereien der Philosophen wirklich werden. Der Raum, der uns trennt, ist verschwunden. Wir berühren einander in unsrer Liebe; wir sehen uns, ich höre dich, ich fühle dich. Du bist mein, selbst in dem Augenblike mein, da deines Vaters Arme dich halten. Ich lese deine Briefe, Klara, und du bist wahrhaftig mein. Säße ich an deinem Grabe; hätten meine Thränen das lezte Wort in deinen Briefen verlöscht, und der Wind das lezte Stäubchen deiner Asche zerstreuet: dennoch wärest du mein, so lange mein Herz noch

eine Empfindung hätte. Ich würde weinen; aber meine Thränen müßten, wenn die Welt sie kennte, ihren Neid erregen. Ja, Klara, du bist mein!

Da liegt die Karte vor mir aufgeschlagen. Ich folge dir auf allen deinen Wegen, gehe dir nach in deine verschlossenen Thäler, sitze mit dir auf dem Hügel an der Silberschmelze, reise auf der Karte den Weg von Koblenz nach Embs tausendmal, bestimme den Ort, wo du die Frau mit ihren Kindern fandest, sehe deine Thränen fliessen, und küsse sie von deinen Wangen. Wahrlich, Klara, ich bedarf deines Porträts nicht mehr; es hängt auf meiner Brust ruhig, unbetrachtet: das Bild in meinem Herzen ist lebendig; jenes todt. Was bedarf die Liebe? Nur sich selbst.

Und ist es dir nicht auch so, Klara? bin ich nicht bei dir? leb' ich nicht mit dir! Sieh, deines Vaters Grausamkeit konnte uns trennen, aber nicht unglüklich machen. Du zitterst ohne Ursache für mich, meine theure Klara. Bedenke doch nur den Haß, mit dem die Ausgewanderten einander selbst verfolgen; und du wirst leicht begreifen, daß Frankreich nicht vor ihnen zu zittern braucht. Der erste glükliche Erfolg würde sie über ihre Beute entzweien. Laß das, Klara! Wir sind beide partheiisch: du für die Thränen, die du fliessen siehst; und ich für die ruhige Glükseligkeit, die ich täglich vor mir habe. Ja, Klara, ich fange an zu glauben, daß unser Vater-

land die Beute einiger Ehrgeizigen ist, und — Aber laß das! Es thäte meinem Herzen weh, dir die Mordscenen zu wiederholen, welche mein Vaterland und alle edlen Bürger mit Grauen erfüllen. Aber wirf deine Augen von der blutenden, wüthenden Hauptstadt, von dem mit Haß erfüllten Koblenz auf Chatillon, auf Mangienne, auf Pillon, auf jedes von der Hauptstadt entfernte Dorf. Sieh, alles was sonst eine Plage war, ist eine Wohlthat geworden. Die verhaßte Quintaine *) ist nun ein Fest, auf das die Alten, wie die Kinder, sich freuen. Den Fehlschlag bezahlt jezt ein fröhliches Gelächter der umstehenden, und nicht mehr der ersparte Tagelohn mehrerer Wochen, der vielleicht für die Entbindung des geliebten Weibes bestimmt war. Ein Tanz beschließt den fröhlichen Tag, den sonst die Thränen derer endigten, welche ihre Stange zerbrochen hatten. Jedermann geht fröhlich nach Hause, da sonst nur der Scherge mit den Strafgeldern das konnte. — Dahin richte deine Augen, Klara, und nicht auf den grossen Streit der beiden wüthenden Partheien. Beide zeigen durch

*) Quintaine, läßt sich nicht übersezen, aber erklären. Im Pfingstfeste ward etwas auf einen hohen Gränzpfahl gestekt. Müller und andere Dorfbewohner mußten mit langen Stangen darnach schlagen. Wer fehlschlug und die Stange zerbrach, bezahlte dem Gutsherrn 60 Sous (18 Groschen) Strafe.

ihren Haß, daß ihre Absicht nicht Wohlthun ist; aber die Vorsehung bereitet aus giftigen Pflanzen wohlthätige Arzneien. Laß sie machen, Klara, und zittre nicht!

Und warum selbst dann zittern, wenn du Recht hättest! Der Tod ist für den Glüklichen eine eben so sichere Zuflucht, wie für den Unglüklichen. Und das, gerade das ist mein Glük, Klara, daß ich der Ewigkeit mit eben dem sichern Muthe entgegen sehe, wie dem Leben, daß ich dich überall finde und habe, wohin ich blike, wohin meine kühnste Phantasie den Flug richtet. Meine Klara, ich zittre für die Glükseligkeit meines Vaterlandes so wenig, wie für die meinige. Was hat deinem Vater der Sturm geholfen, den er über unsere Liebe herauf führte? Wir schlangen uns fester in einander, wie zwei nahe Stämme endlich zusammenwachsen, von gleichem Safte genährt zu Einem Baume werden, mit einander blühen, Früchte tragen, und auch mit einander sterben. — Und wird es nicht eben so mit unserm Vaterlande seyn?

Die Anmassungen beider Partheien müssen die Nation endlich die goldne Mittelstrasse finden lehren, und in ihr die Glükseligkeit, welche der Himmel den Menschen bestimmte. Der gegenseitige Haß des Adels und der herrschenden Parthei wird ein stilles unbekanntes Bündniß aller Guten und Edeln in Frankreich gegen beide hervorzaubern, an dessen verborgenem, unschein-

barem Felsen ihr Haß und ihre Grausamkeit scheitern müssen. Laß uns mit dem Himmel nicht hadern, daß er es nicht anders machte; aber laß uns auch nicht glauben, er werde ein Königreich zertrümmern, um die schwachen Menschen zum Zittern vor seiner Allmacht zu bringen. Wenn die Vorsehung nicht immer reichen Segen für das Menschengeschlecht in ihren Händen trüge, welcher Mensch würde dann so feige seyn, vor ihrer Allmacht zu zittern? Doch, Klara, ich zittre nicht. Wenn ich nur das Maß der Liebe in meiner Brust messe, so zittre ich nicht; und ich sollte vor der unendlichen Liebe zittern? Ich kann in diesem wilden Kampfe erdrükt werden; wer will das leugnen? Aber die Menschheit muß aus diesem Kampfe siegreich zurükkehren, und sollte auch ihr Sieg nur eine lebendige Lehre für die kommenden Jahrhunderte seyn. Nein, Klara, ich fürchte nichts, nichts; sei auch du gutes Muths!

Wenn ich bedenke, daß es nur auf mich ankommt, nur auf die Zeit von zwei oder drei Tagen, um bei dir zu seyn, dich in meine verlangenden Arme zu schliessen, an deinen Lippen vor Freude zu vergehen; ach Klara, wenn ich mir denke, ich trete nun hinter dem Hügel hervor, auf dem du sizest, du hörst meine Stimme, springst auf, ich stürze zu deinen Füssen hin, und du fällst in meine Arme: — mit Gewalt muß ich dann meine Phantasie fesseln. Das Verlangen

meines Herzens wird dann oft meiner Vernunft zu stark; ich springe auf, um zu dir zu eilen, kehre aber doch wieder zurük, und bringe dir das schwerste Opfer, das je ein Mann gebracht hat.

Nein, Klara; überlege du selbst! Denke nach! Die beiden Liebenden fliehen; sie verbergen sich in das Labyrinth von Thälern, suchen die heimlichste, verschlossenste Kluft, beschränken sich auf die einfachsten Bedürfnisse des Lebens, auf eine armselige Hütte, ein Lager von Stroh, eine Schüssel mit Milch oder Früchten. Aber, wo die Hütte steht, wohnen Menschen; wo die Kuh weidet, die mit ihrer Milch sie erhält, sind Wege. Klara ist entflohen. In der ganzen Gegend giebt es eine Menge von Ausgewanderten. Verkleide dich in eine Bäuerin; deine Schönheit, oder, wenn auch die nicht, deine Sprache wird dich verrathen. Man wird dich aus meinen Armen reissen. Und mich? — Hast du daran schon gedacht, Klara?

Nein, nein! Noch vor einigen Monaten hätte ich mit wilder, verzweiflungsvoller Gewalt mich auf das gefährliche Spiel mit der Zukunft eingelassen. In ein Feuermeer würde ich mich an deiner Seite gestürzt haben; denn — ich zweifelte an deiner Treue, an deiner standhaften Liebe. Ich hätte mich mit einer freudigen Verzweiflung in deine Arme geworfen, und mein Leben, mein ganzes Glük an diese selige Minute ge-

wagt; denn ich zweifelte, ob ich sie je wieder haben würde. Aber jezt? Du bist mein, Klara, bis zu unsrem Tode mein! Warum soll ich mein ganzes Glük, das Glük eines ruhigen Lebens in dem schönen Kreise deiner Umarmung, an einen ungewissen Zufall sezen? Nein, Klara. Laß den ersten Sturm, der unser Vaterland zerreißt, austoben; laß erst geschehen, was geschehen soll. Ich kann, ich darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß mein Vaterland, mein glükliches Vaterland, noch die Freistätte unserer Liebe seyn wird. Nein, Klara, ich kann mir nicht durch eine feige Flucht die Aussicht rauben, neben unserer Liebe auch das Glük eines ganzen Volkes mit zu geniessen. Ich liege oft auf den Knieen, und bete zum Himmel, daß er mich lehren soll, mit deinem Glüke haushälterisch umzugehen. Ja, Klara, ich werde dich noch einmal zurükführen auf den geliebten Boden, den unsere Liebe heiligte, auf den Boden, an den die Hälfte unsres Glükes gefesselt ist. Hier, wo deine Tugenden gekannt sind, wo alle Herzen dich schon lieben, hier sollen noch neue Tugenden, die zärtliche Liebe der Gattin und der Mutter, der Edelmuth der Bürgerin, dir die Verehrung aller Herzen erwerben. Du sollst hier wieder durch Unschuld, Güte, Liebe und Einfalt herrschen, wie ehemals durch den Rang deines Vaters. Ja, Klara, du sollst wieder eine Französische Bürgerin werden, weil du so am glüklich-

sten seyn wirst. Ich lasse meinem Glüke nichts nehmen, am wenigsten das stolze Gefühl, das du einst mit mir theilen mußt, mein Vaterland nicht durch eine feige, eigennüzige Flucht verrathen zu haben.

Dann aber, Klara, wenn auf den Tafeln der Vorsehung Frankreichs Untergang verzeichnet wäre; wenn das wahr würde, was du fürchtest; wenn die Ausgewanderten ihr Vaterland angriffen; wenn es ihnen gelänge, die Freistatt unsrer Liebe, und den Thron, auf dem deine Bürgertugenden glänzen sollten, zu zerstören: dann, Klara, ist es Zeit; dann laß uns fliehen! Dann ist es einerlei, wo wir wohnen; dann soll da, wo unsre Liebe am sichersten ist, unser Vaterland seyn; dann werde die einsamste Verborgenheit der Thron deiner Tugenden, Liebe dein einziges Verdienst, Umarmungen unsre edelsten Thaten, und das Grab der Ort, wohin wir alle unsre Zweifel, alle mit unserm Vaterlande zertrümmerten Wünsche niederlegen. Dann, Klara, bist du meine Welt. Dein Vater wird über seine neue Hoheit dich vergessen. Wo sollte er uns auch finden? wo sind dann die tausend Gehülfen, die er jezt hat? Dann, Klara, ist es Zeit, das Thal aufzusuchen, wo die Mutter ihr Kind an ihr Herz drükte nnd in der Umarmung so glüklich war. Doch, wird die Vorsehung es dahin kommen lassen?

Nein, Klara, du mußt noch Zeugin seyn von dem Glüke, von der Zufriedenheit, die jezt auf unsren Fluren wohnt. Mag man sich dort streiten, ob es recht ist, daß der Bauer unter den Lasten seiner Pflichten erliegt; wir wissen nichts mehr von ihnen. Die einzige, die wir noch kennen, ist die corvée à misericorde *); und die befiehlt unser Herz. Die Natur hat jezt den ban d'aout und den ban vin **), nicht mehr der Herr des Dorfes. Jeder feiert jezt seine Weinlese an seiner eigenen Presse ***), und keltert seinen Wein mit Liedern, nicht mehr mit Thränen, wie sonst. Ich rede nicht von Paris, nicht von Koblenz; ich rede von den fröhlichen Tagen, die jezt die elendesten Hütten besuchen. Das Glük wird auf dem Lande Verjährung. Laß diese Parthei siegen, oder jene; sie wird es nicht wagen, das verjährte Glük zu

*) Krüppel- und Bettlerfuhren.

**) Ban d'aout. Der Lehnsherr bestimmte den Tag, an welchem die Erndte anfangen sollte. Ban-vin, Weinrecht. Der Lehnsherr durfte den in seinen Weinbergen gelesenen Wein einen oder ein Paar Tage früher verkaufen, als seine Vasallen, und gab also gewissermassen den Preis an. Wer dem Lehnsherrn nicht den Vorzug ließ, mußte eine Strafe an Geld oder Wein erlegen.

***) Die Weintrauben mußten sonst auf des Gutsherrn Presse gekeltert werden.

stören. Selbst mein Oheim vergißt oft seine Seufzer, wenn er die Freudengesänge hört. Und zu diesem Glüke, Klara, werd' ich dich führen; in dieser fröhlichen Runde soll dein Leben verfliessen, das Liebe und Menschlichkeit erheitern und verlängern werden! Habe Geduld, Klara; es wird alles gut gehen.

O, wirf deinen Blik auf die Zeit, da wir Beide hier glüklich sind. Sieh, da kommen unsre fröhlichen Schnitter vom Felde:

Sa Claire dans ses bras, le fortuné Clairant
La reçoit dans sa cour au doux bruit de leur chant,
Et pour fêter comme eux le mois de l'abondance,
Suivi de ses enfans, il se mêle à la danse:
Son épouse l'imite et vole sur ses pas.
A la danse bientôt succède un long répas.
Là chacun d un vin pur rougit sa large coupe;
Clairant près de sa Claire au milieu de la troupe,
Fait révivre pour eux les jours du siècle d'or,
Siècle oú l'orgeuil des rangs n'existoit pas encor *)

*) Seine Klara im Arm, empfängt der glükliche Klairant auf seinem Hofe die frohe, singende Schaar. Mit ihr feiert er nun den Erntemonat; seine Kinder, seine geliebte Klara, und er selbst tanzen mit den Schnittern bis zu der fröhlichen Mahlzeit. Dann geht der Becher mit rothem, reinem Wein um den Tisch her. Klairant, neben Klaren, sizt mitten unter der Schaar, und erneuert das goldne Zeitalter, wo noch nicht der Stolz Rangordnungen gemacht hatte.

Klara, betrachte dieses Bild, und du wirst nicht mehr ungewiß seyn, was du wünschen sollst. O, wenn sich endlich unsre Wünsche in diese vollendete Glükseligkeit auflös'ten! Und, Klara, wer weiß, wie bald! Ich bin nicht unthätig. Vielleicht nicht lange mehr, so führ' ich dich in Triumph und mit Sicherheit wieder in dein Vaterland, das uns allein glüklich machen kann.

XXII.

Klara an Klairant.

War ich vergnügt, als ich deinen Brief las, oder war ich traurig? Ich weiß es nicht, Klairant. Bei allen deinen schönen Hoffnungen traten mir — ich weiß nicht, wie es zugieng — Thränen in die Augen; und Hoffnungen sollte man doch nicht mit nassen Augen empfangen. Die Versicherungen deiner Liebe, bester Klairant, haben meinem armen Herzen wohl gethan; aber andre Hoffnungen als deine Liebe, Hoffnungen auf die Zukunft, wollen nicht recht mehr für mich passen. Es ist, als ob eine weissagende Kraft in meiner Seele sie alle von meinem Herzen zurükstieße. Sag, auf was soll ich Arme hoffen? Lese ich deinen Brief — und ich muß ihn fast immer in den Händen haben, wenn ich nicht unruhig werden soll —: so scheint es mir so wahr, was du sagst, daß es unmöglich ist, uns hier zu

verbergen. Seh' ich aber wieder die hohen, steilen Felsen, an welche die Häuser gelehnt sind, und welche so hoch über alle Gebäude wegragen, und denke ich mir mitten darin eine Höhle, in der wir leben könnten; — ach! ich halte es nicht für unmöglich, jede Nacht den Felsen herabzuklettern, Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen, und vor dem Anbruche des Morgens in unsern glüklichen Winkel zurükzuschlüpfen. Ich weiß nicht, Klairant, wie es zugeht; aber jedesmal fällt mir eine Geschichte ein, die du mir einmal vorlasest, von einer Geliebten, (ich glaube, sie hieß Eponine) die über acht Jahre mit ihrem Geliebten unter der Erde in einem dunkeln Felsengewölbe zubrachte. — Vergieb mir, Klairant, wenn ich Unrecht thue; ich mag vielleicht krank seyn. Aber sieh, wenn mir die Geschichte einfällt, dann schlage ich die Hände geduldig zusammen, und jammere darüber, daß es uns nicht möglich ist. Ich denke dann immer, mir sollt' es wohl möglich seyn, mein ganzes Leben mit dir unter der Erde zuzubringen, wenn du nur einwilligen wolltest. Warum geht es aber nicht? frage ich mich selbst. Dann fällt mir wohl ein, daß du nicht willst, weil ich noch glüklicher werden soll; aber, aber das Glük, das Glük, lieber Klairant! Man sollte ja das kleinste annehmen, das einem sich darbietet; denn man kann ja doch nicht wissen, ob der Augenblik jemals wieder kommt.

Pressy's Braut ist hier, weil sie baden soll. „Ach!" sagt sie oft zu mir; „geben Sie Acht, man wird mich in Embs begraben." Dann erzählt sie mir, daß sie längst hätte Pressy's Gattin seyn können; und sezt mit einem Seufzer hinzu: „aber ich wollte noch glüklicher seyn; wollte an Einem Tage mit meiner Schwester heirathen. Wir verschoben Beide den Tag unsres Glükes; und nun ist er verschwunden." Das arme, kranke Mädchen ist mein einziger Umgang. Sie verschob den Tag ihres Glükes, und muß nun sterben, ohne ihn erlebt zu haben! Sieh, Klairant, das mag es denn auch wohl seyn, was mich so ängstlich macht. Lese ich deinen Brief, so werde ich wieder ganz heiter; nur dauert es nicht lange. Ich fürchte immer, daß keine deiner schönen Hoffnungen erfüllt werden wird.

Wie fängst du es an, Klairant, dein Vaterland so heiß zu lieben? Ach, ich weiß nichts, gar nichts auf der weiten Welt zu lieben, als dich, dich allein, Klairant. Nimm es mir nicht übel — wenn ich so lese, wie zärtlich du dein Vaterland liebst, mit welcher Innigkeit du davon redest, so komme ich allemal auf die Worte in meiner Rolle:

Ta patrie! Ah barbare! en est-il donc sans moi*)?

*) Dein Vaterland? Ach, Grausamer! hast du eins ohne mich?

Ich tadle mich selbst, daß ich dir den Vorwurf mache; doch in eben dem Augenblike öffnen sich meine Lippen wieder, und flistern den Vers: Ta patrie! Ah barbare! Ach, Klairant, es ist wohl schön, sein Vaterland zu lieben: aber ich bin gar zu traurig. Ich liebe nur dich, und du bist entfernt. — Du weißt nicht alles; ich wollte nicht gern klagen, um dein Glük nicht zu stören. Mein Vater wird mit jedem Tage kälter gegen mich. Nur meine Mutter nimmt mich in ihren Schuz; sie muß aber dafür den Zorn, den Unwillen meines Vaters tragen, der mir gilt. Mein Bruder ist wieder in Koblenz. Ach, ich bin jezt sehr verlassen! Lucie ist die Einzige, die sich meiner annimmt; aber was kann sie anders als mit mir weinen? Ich werde von Tage zu Tage furchtsamer. Deine Versicherungen haben mich nicht muthiger gemacht; denn unser Vaterland — ach, Klairant, das meinige ist in deinen Armen. Leb wohl und glüklich. „Klairant neben Klaren!“ O, wenn der erste Augenblik, da du mich wieder siehst, auch mein lezter wäre! Wenn das seyn soll, so sei es nur bald!

Ta Claire, cher Clairant! est un être fragile:
Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle *)!

---

*) Deine Klara, lieber Klairant, ist ein sterbliches Wesen: dein Herz, oder ihr Grab, ist ihr einziger Zufluchtsort!

Klairant las diesen Brief von Klaren, und der Gram, der ihn geschrieben hatte, theilte sich ihm mit. Er drükte ihn an seine beklemmte Brust, las ihn wieder, und Klarens sanfte Vorwürfe giengen ihm durch das Herz. Die beiden Verse am Ende drangen wie Feuerflammen in seine Seele, und der Gedanke an sein Vaterland verschwand aus ihr. Er sah nur seine Klara, todtenbleich, abgezehrt, dem Grabe zusinken, und bebte vor Furcht, sie nicht wieder zu sehen. Diese Empfindungen stürmten heftig in seiner Seele. Er nahm in ein Paar Zeilen von seinem Vater auf einige Tage oder Wochen Abschied, stekte Geld ein, gieng Nebenwege durch Gehölze, durch Felder, und kam glüklich, ohne entdekt zu werden, über die Gränze. Kein Gedanke an sein Vaterland, keine Ueberlegung hielt ihn auf. Er eilte nach Trier, blieb dort nur so lange, bis er wieder einige Kräfte gesammelt hatte, und gieng dann den Weg nach Koblenz. Im Martinsthale fand er die Stelle, wo Klara gesessen hatte; hier, wo er gleichsam wieder mit ihr vereinigt war, sezte er sich hin, und las ihre Briefe noch einmal. In Koblenz stand er am Rhein vor dem Hause still, wo Klara gewohnt hatte, und wo er noch jezt die Blumentöpfe, die ihm zum Zeichen hatten dienen sollen, vor dem Fenster sah. Er sezte sich gegenüber auf die Mauer, die den Rhein einfaßt, und betrach-

tete das Fenster. Die Nacht, in der er Klaren hatte abholen sollen, stellte sich seiner Seele lebendig dar. Seine Geliebte kam aus dem Hause, flog ihm entgegen, und er führte sie in seinen Armen fort. Jezt verwünschte er seine damaligen Bedenklichkeiten, die seine Klara krank gemacht hatten. Der Vers:

Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seil asyle!

fiel mit Gewalt auf sein Herz. Langsam hob er seine Hände zu Klarens Fenster auf, als ob er sie da stehen sähe, und murmelte leise den Vers:

Ta patrie? Ah barbare! en est-il donc sans moi?

„Nein, nein!“ rief er dann laut: „mein Vaterland ist verloren! du, du bist meine einzige Hoffnung!“ Bei den lezten Worten sprang er rasch auf, und blikte mit ausgestrekten Armen über den Rhein, nach Klaren hin.

In diesem Augenblike stürzte ein junges Frauenzimmer herbei, ergriff Klairants Arm mit Heftigkeit, und rief Französisch: „Unglüklicher! was wollen Sie thun?“ Es war die Tochter des Hauses, worin Klara mit ihrer Familie gewohnt hatte, und jezt ihr Bruder wieder wohnte. Sie sah, als sie am Fenster stand, daß ein schöner, junger Mann vor ihrem Hause stehen blieb, und es mit Wildheit in den Augen,

in den Bewegungen betrachtete. Aus Theilnahme und Neugierde gieng sie vor die Thür, und sah nun den jungen Mann sich auf den Rand der Mauer sezen, Thränen vergiessen, und mit den Zeichen des tiefsten Kummers in sich versinken. Dann sprang er rasch auf, breitete die Hände dem Rhein entgegen, und rief: „du, du bist meine einzige Hoffnung!“ Sehr natürlich glaubte sie nun, er wolle sich in den Rhein stürzen. Sie sprang hinzu, und zog ihn mit allen ihren Kräften vom Ufer weg in das Haus.

Klairant wußte nicht, wie ihm geschah, und blikte das Mädchen, das ihn fortriß, mit Erstaunen an. Auf der Hausflur sagte sie noch einmal: um Gottes willen, unglüklicher Mann! besinnen Sie Sich! — „Klairant! Klairant!“ rief du Plessis in diesem Augenblike, und warf sich in die Arme seines Freundes, der noch immer nicht wieder zu sich selbst gekommen war. Das Mädchen sagte zu dem jungen du Plessis: Sie kennen ihn? . . . Er wollte sich eben ermorden! — „Ermorden?“ rief du Plessis; „ermorden wolltest du dich? Unglüklicher! hast du Klaren vergessen?“ — Klairant sah Beide mit Erstaunen an, und fragte langsam: ermorden? Ich weiß von nichts! — Das Mädchen erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und sezte hinzu: nun sagen Sie selbst, Herr du Plessis!

„Ah, Mamsell,“ antwortete dieser lächelnd, „glauben Sie mir, nicht ein Sprung in, son-

dern über den Rhein ist seine einzige Hoffnung." Das Mädchen erwiederte: aber das ist ja unmöglich! — „Freilich!" sagte du Plessis; „gebe der Himmel, daß ich ihn davon überzeuge!"

Nun führte er Klairant auf sein Zimmer, und fragte ihn über die Absicht seiner Reise. Klairant sah ihn starr, bedenklich an, schwieg, und schüttelte, schmerzlich lächelnd, den Kopf. Du Plessis schlang seinen Arm um ihn, und sagte zärtlich: „so, so mir dir, fürchte ich den Bettelstab nicht; und du hast Mißtrauen gegen deinen Freund?" — Klairant reichte ihm mit einem ernsten Blike Klarens lezten Brief. Du Plessis las ihn zweimal, und sagte: „nicht wahr, deine Brust soll ihr Zufluchtsort seyn?" — Klairant seufzte. „Seufze nicht!" sagte du Plessis mit der alten Herzlichkeit, die der Anblik seines Jugendfreundes ihm gänzlich wiedergegeben hatte: „du sollst Klaren sehen; ich will sie in deine Arme führen."

Schon eine Stunde nachher saßen Beide in einem Wagen, und machten sich auf den Weg. Vor Embs mußte Klairant aussteigen. Du Plessis bezeichnete ihm im Gebüsch eine Stelle, wo er warten sollte, und fuhr nun allein in das Städtchen hinunter.

Klairant gerieth bei der Vorstellung, daß er wieder so nahe bei Klaren wäre, in die heftigste Bewegung, und die Zeit gieng ihm unerträglich

langsam vorüber. Du Plessis bat seine Schwester, einen Spaziergang mit ihm zu machen, und führte sie durch Embs den Berg hinauf. Sie gieng schweigend neben ihm her. Er fieng mehrere Gespräche an; sie antwortete aber nur halb, und was sie sagte, zeigte den stillen Gram, der an ihrem Herzen nagte: es waren bedeutende Bemerkungen über das Absterben der Natur, über die Herbstfarbe der fallenden Blätter. Ihr Bruder befürchtete für sie Nachtheil von der unerwarteten Freude, die sie haben sollte, und suchte sie auf Klairant's Gegenwart vorzubereiten. Anfangs gab sie nicht Acht auf das, was er sagte; als sie aber seine Absicht merkte, flog eine hohe Röthe auf ihr Gesicht: ihre Augen funkelten, ihre Arme zitterten, und ihr Fuß eilte mit Ungestüm den steilen Berg hinan.

„Klairant," sagte ihr Bruder, „kann vielleicht in einigen Tagen hier seyn, ja wohl noch früher." — Wo ist er? rief Klara, und faßte ihres Bruders Arm mit Heftigkeit; wo ist er? — „Liebste Klara" . . . — Wo ist er? Wo bist du? Klairant! o Klairant! rief Klara mit hochklopfendem Busen.

Klairant stürzte, als er die Stimme hörte, aus dem Gebüsche hervor, und eilte die Höhe hinunter. Klara breitete, sobald sie ihn sah, die Arme aus; sie wollte fort, blieb aber in einer halben Ohnmacht stehen, und lehnte sich an ihren

Bruder. Auch Klairants Schritte stokten, und es rollten Thränen aus seinen Augen. Klairant! rief jezt Klara mit einem herzlichen, seelenzerschmetternden Tone. Und nun flogen Beide, als ob dieß Wort sie entzaubert hätte, einander entgegen, riefen zugleich: „Klara!“ „Klairant!“ und standen da in bewegungsloser Umarmung. Nur die Ströme von Thränen, die aus ihren Augen rollten und sich auf ihren Wangen mischten, zeigten, daß sie noch lebten. Allmählich kamen doch aber Seufzer aus ihren Lippen hervor, und dann halbe Worte. Endlich wurde die Freude sanfter, das Entzüken weniger stürmisch. Klairant sank an einen Baum, und seine geliebte Klara neben ihn. „Sieh!“ rief Klara, und zeigte auf die Gegend umher. „Hier bist du nun! ach Klairant! und Klara ist gerettet! Siehst du wohl, daß ich Recht hatte? Ich will dir Thäler zeigen, wohin keine menschliche Macht reicht. Wie glüklich wollen wir seyn! der ganzen Welt verborgen! nun, Klairant, nie wieder getrennt!“

Klairants Augen folgten mit schnellen Bliken dem Finger Klarens, der ihm eine Karte seiner Glükseligkeit zeichnete. Leise, mit fröhlichem Zittern, sagte er ihre heftig gesprochenen Worte alle nach. „Gerettet! . . . Thäler! . . . unsre Liebe! . . . ja, glüklich! . . . verborgen!“ Bei jedem Worte drükte er sie mit Heftigkeit an sich. Ja, Klara! rief er dann plözlich, sprang auf, sah sie mit dunkelglühenden Bliken an, und sagte

eilig, so eilig, als ob der Tod ihm die Worte zu nehmen drohte: ja Klara! recht! wir wollen uns retten! Wo ist der Ort? Komm! — Er schlang seinen Arm um ihren Leib, und Beide standen da, als ob sie eben einen Wettlauf anstellen wollten.

„Wo denkt ihr hin?“ rief du Plessis auf einmal, und trat ihnen in den Weg. „Habt ihr den Verstand verloren?“ Er faßte Klairant bei beiden Schultern, schüttelte ihn, und fragte: „Könnt ihr mich denn noch wohl vorher anhören, ehe ihr anfangt zu laufen?“ Sie sahen ihn starr an. „Wohin wollt ihr? Da in irgend ein Thal, wie ich verstehe: wo keine Menschen wohnen, wohin niemand euch nachkommen kann. Ich liesse das gelten im Sommer, wo die Nächte warm sind, zum Spaß einmal. Aber bedenkt doch, daß es Oktober ist, wo ihr in einer Nacht erfriert! Kommt der November, so liegen die Thäler voll Schnee; und wenn ihr den ja überlebtet, so müßtet ihr doch im Februar oder März, wenn der Schnee schmilzt, ertrinken! Klairant, ist das vernünftig? Zeig mir doch deine Börse! Wenn die so gut versehen ist, wie dein Hirnschedel, so möge sich Gott euer erbarmen! Seid ihr wahnsinnig? Wollt ihr euch diese Nacht auf das nasse Gras legen? Wohl! Aber was soll denn Klara morgen anziehen? Oder meinst du, ihr Vater wird ihr morgen ein anderes Kleid bringen?“

Da standen Beide bestürzt. Man fieng an zu überlegen; und Troz der Allmacht der Liebe, auf welche Klara und Klairant sich beriefen, gelang es du Plessis dennoch, ihnen nach und nach begreiflich zu machen, daß es diesen Abend nicht möglich wäre, zu entlaufen, und eben so wenig, sich in dieser Gegend zu verbergen. Klara weinte; denn Klairant überlegte. Sie schmählte mit ihm und mit ihrem Bruder; aber dennoch erhielt Klairant Befehl, diese Nacht in der Silberschmelze so gut hinzubringen, als er könnte, und morgen Nachmittag Klaren mit ihrem Bruder auf dem Hügel zu erwarten, wo man „den einfältigen Handel mit dem Weglaufen“ (so sagte du Plessis troz Klarens Thränen) näher überlegen wollte.

Man nahm Abschied von einander; denn Klara zitterte vor Frost wie ein Pappelblatt, weil sie nur auf einen Spaziergang im Sonnenscheine gerechnet und ihren Mantel nicht mitgenommen hatte. Jezt war es Abend. Auf dem Rükwege machte Klara noch tausend Plane, wie sie entfliehen könnte, ohne entdekt zu werden. „Ja, ja,“ sagte ihr Bruder bei jedem; „das geht vielleicht.“ Aber sogleich zerstörte er den Plan durch einen Einwurf. Endlich faßte Klara auf einmal ihres Bruders Arm, kehrte sich zu ihm, sah ihn ruhig an, und sagte: wenn denn nichts geht, so flüchte ich mit Klairant in das Grab! Ihr Bruder erschrak vor dem Tone und dem Gesichte, womit sie

das sagte. Nun runzelte er die Stirn, und schalt heimlich auf die verzweifelte Liebe, die immer an das Grab appellirt. Er führte seine Schwester nach Hause, wo sie die Nacht in ihrem Bette, ohne Schlummer und mit fröhlicher Unruhe, lag.

Auch du Plessis schlief sehr unruhig, weil Klarens lezte Worte ihm aufgefallen waren. Aber noch unruhiger wurde er, als er am folgenden Morgen zu Klairant auf die Silberhütte kam, wo dieser wirklich ein Stübchen gefunden hatte. Er gieng mit seinem Freunde im Thale auf und nieder. „Ein Glük war es,“ sagte er, „daß der Zufall mich zu dir führte; denn ich glaube, Klairant, ohne mich wärest du wirklich mit Klaren davon gelaufen.“

O gewiß, das wär' ich! das wär' ich!

„Und nun sag, um des Himmels willen! wohin? wohin, Klairant!“

Wohin Zufall und Liebe uns gebracht hätten; und wer weiß . . .

„Wer weiß? Im Oktober? ohne Obdach, ohne Kleidung? Wahrhaftig, diesen Morgen hättest du ganz demüthig dem Vater die entführte Tochter wieder zurükbringen müssen.“

Wie? ich? Nimmermehr! Wäre es einmal geschehen — nun, ein Dorf oder eine Hütte hätte uns aufgenommen.

„Und euch auch wieder ausgeliefert. Du kennst Deutschland nicht, Klairant!“

So führt ja ein Weg nach Frankreich . . .

„Und deine Geliebte unter die Guillotine! — Klairant, es giebt jezt noch keinen Ort, der euch rettet!“

Klairant lächelte, und legte die Hand auf die Schulter seines Freundes. Doch! es giebt einen!

„Und der wäre?“

Ich umfasse Klaren, sie mich, und so sinken wir Beide in den Rhein; der hat noch nie seine Hülfe abgeschlagen.

Du Plessis ließ sich Klarens Briefe zeigen, die Klairant natürlicher Weise mitgenommen hatte, und schüttelte beim Lesen den Kopf. Jezt sah er wohl, daß sein Vater Unrecht hatte, der ihm einmal auf eine Bitte für Klaren zur Antwort gab: „Die Liebe ist so gut sterblich, wie alles Andre auf der Erde. Ein Gebäude fällt vom Stehen, die Liebe durch die Zeit.“ Ich muß es, dachte du Plessis, anders angreifen. Er versprach Klairant, daß er diesen Nachmittag Klaren zu ihm bringen wollte, und hielt Wort; aber er war mit seinem Plane auch schon in Ordnung.

Er sezte sich mit den beiden Liebenden auf einen Baumstamm. Nun suchte er ihre ohnehin schon gewekte Heiterkeit bis zu guter Laune zu bringen; und es gelang ihm. Auf einmal ergriff er Klarens und Klairants Hand, legte sie in ein-

ander, und sagte halb scherzend: „wenn eure Liebe die Einwilligung eines Menschen braucht, so habt ihr die meinige. Ich sehe, eure Liebe ist unüberwindlich. Es wäre abscheulich, wenn ihr gezwungen seyn solltet, die ganze Glükseligkeit eures Lebens dem hartnäkigen Vorurtheile eines Mannes aufzuopfern. Klairant, nimm meine Schwester. Ihr Bruder giebt sie dir, und von Herzen.“ Klara sank mit gerührter Freude an die Brust ihres Geliebten, und hielt mit dem einen Arm ihren Bruder umschlungen. „Aber nun,“ fieng Plessis auf's neue an; „was wollt ihr, meine Lieben? Glüklich seyn? Wohl, so laßt euch rathen.“ Er hatte sich ihre Herzen jezt vollkommen geneigt gemacht. Nun zeigte er ihnen das Thörichte ihrer Plane; und selbst Klara sah das jezt, weil sie eine neue Hoffnung, ein wirkliches Glük, vor sich hatte. „Klara, was fehlt dir denn? Klairant bleibt hier, so lange wir in dieser Gegend sind, und du siehst ihn alle Tage; was willst du mehr? Mögen wir nach Frankreich zurükkehren, oder nicht — eine Veränderung muß doch vorgehen; und jede kann euch nur neue Hoffnungen bringen. Erbittre unsern Vater nicht, liebe Klara! Die Zeit giebt dir sicherere Erwartungen, als eine unbesonnene Flucht, die euch Beide unglüklich machen könnte.“

Klara und Klairant versprachen feierlich, keine Unbesonnenheit zu begehen, und geduldig zu warten; dagegen aber versprach du Plessis, sich ih-

rer, wenn es die Noth erforderte, sogar öffentlich anzunehmen. Man versiegelte den Bund mit zärtlichen Umarmungen; und nun ließ du Plessis die Liebenden allein. Sie waren auch unter dem fallenden Laube der Eichen und Buchen in einem Deutschen Walde glüklich. Die Stunden verflossen ihnen wie Minuten, und du Plessis kam noch immer zu früh, als er Klaren an den Rükweg erinnerte.

Die Rosen der Jugend fiengen wieder an, auf Klarens Wangen zu blühen, und ein heitrer Muthwille lag wieder in ihren Bliken. Der Arzt schrieb dieß Besserbefinden der Bewegung zu; und die Mutter sagte mit Freude: geh mein Kind, geh! Klara gieng alle Tage, und kam jedesmal heitrer und fröhlicher zurük. War das Wetter übel, so sprach sie Klairant nahe vor dem Fleken unter einer grossen Eiche, wenigstens einige Augenblike. Ihre Augen fiengen erst wieder an zu weinen, als ihr Vater den Aufenthalt in Embs zu kalt fand, und davon sprach, daß er nach Mainz ziehen wollte.

Die Reise dahin wurde beschlossen. Klara sah ihren Geliebten zum leztenmale, und nahm von ihm auf eine Art Abschied, die man sich leicht denken kann. Klairant, der seinen Hoffnungen doch nicht ganz traute, gab ihr noch zulezt den Rath, so viel Deutsch zu lernen, als sie könnte.

Klara reiste nach Mainz ab, und Klairant kehrte traurig nach Frankreich zurük. Er erzählte

von Paris, das er nie gesehen hatte, und niemand ahnete, wo er gewesen war.

So hatte Beider Liebe nun wieder neue Hoffnungen, und also auch neues Leben, bekommen. Der Vicomte glaubte zum zweitenmale, aber wieder irrig, Klara wäre von der ihm verhaßten Liebe geheilt. Die Gesellschaften in Mainz erheiterten sie, weil da überall von der nahen Entscheidung des großen Streites zwischen den Bürgern Frankreichs und dem ausgewanderten Adel geredet wurde; ihr Bruder hatte nehmlich ihre Hoffnungen auf diesen Zeitpunkt hingewiesen. Wer jezt sah, mit welcher angespannten Aufmerksamkeit in Gesicht und Stellung sie zuhörte, und wie angenehm sie lächelte, so oft man von dem nahen Einmarsch in Frankreich sprach, der hätte ihr gewiß nicht zugetrauet, daß sie ihres Titels und Ranges so überdrüßig war. Sie konnte selbst den Waffenübungen des Adels mit großer Heiterkeit zusehen; denn sie zeigten ihr doch, daß die Entscheidung ihres Schiksals näher kam. Es stiegen ihr Thränen in die Augen, wenn etwa einmal von Verzögerungen, von Hindernissen gesprochen wurde.

Klara war schon früher von dem glüklichen Erfolge bei den Planen des Ausgewanderten Adels eben so sehr überzeugt, wie Klairant von dem Gegentheil. Ganz natürlich: denn Alles, was sie umgab, sprach von diesem glüklichen Er-

folge mit der größten Sicherheit, bewies durch Berechnungen, Briefe und Vorfälle, daß nothwendig eine Gegenrevolution geschehen müsse, und erklärte jeden, der nur den mindesten Zweifel dagegen äusserte, für einen Rasenden. Wie erstaunte Klara nun, als Klairant in seinen Unterredungen mit ihr diese Hoffnungen verlachte, und sie in das Reich der Unmöglichkeiten verwies; als er gerade eben das, was Andre für diese Hoffnungen sagten, gegen sie anführte, und die Unordnungen im Reiche, die Wuth der Einwohner, die heftige Partheisucht, die Ueberspannung aller Köpfe den Felsen nannte, an dem selbst die vernünftigste Gewalt scheitern müsse, weil sie Gewalt sei. „Du kennst das jezige Frankreich nicht,“ sagte Klairant; „und darum siehst du es in einem falschen Lichte. Denke doch an uns selbst! Dein Vater kennt die Liebe nicht: er brauchte alle Mittel, welche Ansehen, Gewalt und Macht ihm gaben; und eben dadurch hat er unsre Liebe bis zur Verzweiflung gehoben.“

Klara begriff nicht, wie ihre fromme, gerechte Liebe mit einem zerrütteten, blutigen Lande zu vergleichen wäre, und sie blieb dabei, daß der Adel Frankreich erobern und die neue Verfassung umstossen würde. Dann aber, Klairant,“ fragte sie, „was sollen wir . . .“ — Der Fall kommt nicht; verlaß dich darauf! — „Aber, Klairant, gesezt er käme!“ — Dies

„Gesezt er käme," sagte sie so oft, daß Klairant endlich antwortete: nun, wohl! dann verkauf' ich, was ich habe, und wir leben in Deutschland, England oder Italien.

Klara, die in dem andren Falle tausend Schwierigkeiten sah, hoffte wegen ihres Glükes diesen desto leidenschaftlicher und gewisser. Sie hätte es gern gesehen, wenn die Emigrirten jezt gleich nach der Gränze von Frankreich aufgebrochen wären. „Man bricht auf," dachte sie; „und mein Vater läßt mich unterdessen hier in Sicherheit. Dann kommt Klairant; wir entfliehen, und sind glüklich." Und auf diesen Fall, meinte sie, hätte Klairant ihr auch den Rath gegeben, Deutsch zu lernen. Diese Hoffnungen erhielten sie heiterer, als sie selbst vermuthete, obgleich durch die Aufmerksamkeit an den Gränzen ihr Briefwechsel mit Klairant jezt erschwert wurde, der übrigens unter dem Schuze ihres Bruders noch immer fortgieng.

XXIII.

Klara an Klairant.

Ich weiß schon, Klairant, daß du meinen ersten Brief nicht bekommen hast. Der Post ist nicht mehr zu trauen. Ich muß warten, bis mein Vater Briefe abschikt; aber da kostet es

denn bisweilen noch Kunst, meinen Brief in eins von den Couverts zu schaffen, die mein Bruder mir gegeben hat. Du siehst, ich kann dir jezt nicht mehr oft schreiben; aber desto långere Briefe sollst du bekommen.

Ich håtte viele Ursachen traurig zu seyn, lieber Klairant; aber — der Himmel mag wissen, wie es zugeht — ich bin es nicht. Mein Bruder trågt jezt Uniform, und der Anblik hat uns viele Thrånen gekostet. Meine Mutter, die seit einiger Zeit weichherziger ist als sonst, und vielleicht auch schwåcher seyn mag als sie sagt, schrie laut auf, als sie ihn zum erstenmal in der Uniform sah, ob sie gleich wußte, daß er so gekleidet kommen wůrde. Sie bedekte die Augen mit ihrem Taschentuche, und man sah an der heftigen Bewegung ihrer Brust, wie stark ihre Seele litt. Endlich gieng sie, ohne einen zweiten Blik auf meinen Bruder zu werfen, zu meinem Vater, der schweigend da gestanden hatte, ergriff seine Hand, und sagte mit gebrochener Stimme: „Gott gebe, daß alles gut geht! O, es wåre wahrlich zu viel!“ — Mein Vater, auf dessen Befehl mein Bruder in Dienst gegangen ist, schien ein wenig erschůttert. Jezt wendete meine Mutter sich auf einmal zu Plessis, drůkte ihn an ihre Brust, benezte die Uniform mit Thrånen, und sagte dann zu meinem Vater: „es ist doch auch m e i n Sohn:“ Nun fůhrte sie mich und Plessis vor meinen Vater hin, und sagte

mit einem sehr rührenden Tone: „du hast es gewollt; aber Beide sind doch auch meine Kinder!“ — Was sollte das, Klairant? Warum das auch von mir? so frag' ich mich seitdem. — Sie schloß uns Beide in ihre Arme, und weinte laut und herzlich. Mein Bruder troknete ihre Thränen von der Uniform. Sie sah das lächelnd an, und sagte schmerzlich: „Gott gebe, daß nicht einmal Blut das Kleid benezt; dein Vater würde sehr leiden!“ In der Mitte zwischen uns Dreien stehend, hob sie Augen und Hände andächtig auf, und sagte: „o, heiliger Gott, ich glaubte deinen Willen besser zu kennen, als mein Mann; gieb, daß er ihn nicht ganz verkannt hat! Und hat er ihn verkannt; sollten sie....“ — Ohne zu vollenden, blikte sie mit Thränen auf mich und meinen Bruder; dann hob sie plözlich Stimme, Augen und Hände, und rief: „so gieb uns Geduld, und allen eine sanfte Reue!“ Sie drehete sich schnell um, und verließ sogleich das Zimmer. Meines Vaters Blik hieng starr an der Erde; mein Bruder sah mich gerührt an, und mir liefen die Thränen von den Wangen. Ich kann nicht beschreiben, wie mir war; ich knieete vor meinem Vater nieder, ohne zu wissen, warum; und mein Bruder neben mir. Mein Vater rief zitternd: „um Gottes willen! was macht ihr? Kinder, ihr tödtet mich!“ Er verließ das Zimmer. Ich und mein Bruder lagen allein auf den Knieen neben einander, um-

armten uns, und wußten nicht, wie uns geschehen war.

Seitdem ist meine Mutter stiller geworden, als gewöhnlich, und mein Vater wieder viel gefälliger gegen uns Alle, selbst gegen mich. Nach der Abreise von Koblenz nannte er mich nie: „mein Kind, meine Tochter;“ sondern immer: „Klara,“ oder „Mamsell du Plessis.“ Meine Mutter nannte mich gerade dann immer: „mein liebstes Kind.“ Jezt nennt auch mein Vater mich wieder so. Glaube mir, Klairant, meine Mutter ist eine heimliche Freundin unsrer Liebe. Ach, sie schließt mich oft mit dem herzlichsten Mitleiden in ihre Arme, und es fehlt nichts mehr, als daß sie noch deinen Namen nennte.

Sieh, darüber bin ich zuweilen so heiter, daß ich mich vor Freude nicht zu fassen weiß. Und zu dem allen nun das reizende Frühjahr, und die schönen umliegenden Gegenden, die allmählig unter dem tausendfachen Gesange der Lerchen grün werden!

Jezt lerne ich auch recht viel Deutsch. Das Lesen ist schwerer, als das Sprechen. Wir wohnen bei einem Geistlichen, der seine Nichte, ein junges, munteres Mädchen, bei sich hat. Es reden sehr viele Deutsche Französisch, doch immer, als ob sie predigten; und dagegen sprechen sie ihre Sprache so entsezlich schnell, daß man

nicht einmal die Töne genau hört. Ich muß immer laut auflachen, wenn das Mädchen mir den Vorwurf macht, daß ich so schnell spreche, und mir die Deutschen zum Beispiel vorhält. Du weißt, wie langsam ich gewöhnlich rede. — Mit dem Mädchen laufe ich nun täglich umher, und es wird einen Tag Französisch, den andern Deutsch gesprochen. Ich lerne aber — sieh, wie vorsichtig ich bin! — auch mit den Bauerweibern reden, und nach gerade fängt man an mich zu verstehen. Zwar lächelt man wohl noch ein wenig über mich; aber man lacht doch nicht mehr. Ich spreche jezt, denke ich, wohl so gut, wie du, Klairant; und im Elsaß, sagt man mir, soll das Deutsch nicht einmal viel taugen.

Du mußt dir nur nicht etwa einbilden, daß ich weiter nichts thue, als lachen; nein, bisweilen bin ich auch eine Kopfhängerin, und dann bringt man kein Wort von mir heraus, weder Französisch noch Deutsch. Ich würde nicht vergnügt, und wenn alle Lerchen der Welt um mich her sängen. Das ist so ein Tag, da ich auf einen Brief von dir gehoft, und keinen bekommen habe. Dann such' ich mir alle Blümchen zwischen den Grashalmen zusammen, binde sie in einen Strauß, werfe sie in den Rhein, und lasse sie den Fluß hinunter schwimmen. Meine Begleiterin fragt wohl: für wen soll denn das? und will sich todt lachen, wenn ich antworte: „für meinen Geliebten." Es ist seltsam genug:

das Mädchen weiß von nichts, als von Heirathen. Die Liebe ist in ihren Augen bald eine Sünde, bald Verrüktheit, bald wieder gar nichts. — —

Der Garten des Kurfürsten ist sehr schön, und man hat von da die vortreflichste Aussicht über zwei große Flüsse, die immer voll Schiffe sind. Ueberhaupt, Klairant, mußt du nicht von Deutschland glauben, was man gewöhnlich davon sagt; es ist vieles ganz anders. Man kennt die Deutschen nicht, weil man ihre Sprache nicht lernen will.

Sieh, lieber Klairant, so lebe ich, wenn ich anders, von dir getrennt, noch sagen kann, daß ich lebe. Du wirst mich leichtsinnig nennen; denn der Krieg mit dem Kaiser ist erklärt. Aber, lieber Klairant, du weißt ja, daß auf Eine Weise unser Schiksal entschieden werden muß. Als mein Vater die Nachricht bekam, sagte er: nun wird es sich bald zeigen, ob ich der Vicomte du Plessis bin, oder ein verbannter Unglüklicher. Mir schlug das Herz vor Freude. Ach, flisterte ich; und nun wird es sich bald zeigen, wem ich angehöre: meinem Klairant oder dem Grabe. Während des Winters schien es zuweilen, als ob Deutschland den Adel ohne Hülfe lassen wollte. Es wurde ihm sogar befohlen, seine Bewaffnungen einzustellen; aber man glaubte nicht, daß es damit Ernst wäre. Jezt ist es gewiß, daß der Kaiser, der König von Preussen, und Rußland

die Sache unseres guten Königs übernommen haben. Siehst du nun wohl, Klairant, daß der Fall, den ich prophezeite, eintrifft? siehst du, daß es gut war, dich daran zu erinnern? Unsre Armee soll achtzigtausend Mann stark. Rechne nun alle Deutschen Truppen dazu, Klairant; dann wirst du leicht einsehen, daß wir Beide bald ausserhalb Frankreichs leben müssen. Und darum freue ich mich auch so sehr, wenn man mich einmal für eine Deutsche ansieht; ich werde es ja doch bald seyn.

Mit dem Anfange der besseren Jahreszeit wird unsre Armee marschiren. O, ich bitte dich, Klairant, warte den Sturm nicht ab! Wenn ich mir vorstelle, du wärest dann noch dort — ich zittre vor Angst. Rette dich, Klairant! rette dich in meine Arme; hier wohnen Friede, Ruhe und Liebe. Ich habe mich hier schon nach einsamen, verschlossenen Gegenden erkundigt. Es giebt keine, sagt meine Freundin; aber wenn ich die blauen Bergrüken ansehe, die rund um Mainz her liegen, so zweifle ich an ihrer Versicherung. Sie kennt weiter nichts, als die Spaziergänge, die Oerter, wohin die meisten Menschen gehen; und sie wundert sich, daß ich nach einsamen, tiefen Thälern frage. Ach, Klairant, ich denke an die Zeit zurük, da auch ich um Pillon her weiter nichts kannte, als den Weg nach Chatillon, nach sonst nichts fragte, und mir einbildete, man dürfe nur dem ersten besten Wege folgen, weil

doch jeder nach Pillon auf den Park zugehen müsse. Hätte ich es doch nie nöthig gehabt, nach unbesuchten, abgeschnittenen Einsamkeiten zu fragen!

Antworte mir, Klairant, so geschwind als möglich, besonders auf die Hauptsache: ob du sogleich kommen willst, wenn die Truppen in Frankreich einbrechen. Noch ist es nicht gewiß, ob mein Vater mit der Armee gehen, oder bei uns bleiben wird; ob wir uns lange hier in Mainz aufhalten, oder nach irgend einem andern Orte ziehen werden. Warte also ja noch einen zweiten Brief von mir ab. Ach, Klairant, wenn nun der Augenblik kommt, da ich in deine Arme fliege, um ewig darin zu leben, — wie wird mir dann seyn! Wohl, sehr wohl, hoffe ich; aber auch ein wenig ängstlich: denn meine arme, gute Mutter — Doch, wird sie nicht vermuthen können, wo ihre Klara ist? und, wenn sie es weiß, wird sie dann nicht glüklich seyn?

Mein Bruder geht nach Flandern zur Armee. Ich zittere vor der Stunde, da er Abschied nehmen wird. Aber mußte ich doch von dir Abschied nehmen, und starb nicht vor Schmerz. Sie wird weinen, meine gute Mutter; aber nicht sterben. Ich bitte dich, Klairant, rette dich, ehe die Gefahr einbricht.

XXIV.

Klairant an Klaren.

Klara, ich habe geschworen, mit unserer Konstitution zu leben und zu sterben. — Man rief in unserm Distrikte die jungen Leute zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Sie standen unentschlossen, zweifelnd, da; und viele hefteten ihre Augen auf mich. Man rechnet meinen alten Oheim und meinen Vater unter die Verdächtigen. Ich ergriff die Fahne, ich rief: „es lebe die Konstitution!“ und wurde Soldat. Die jungen Leute folgten mir. So rettete ich meine Verwandten von dem Verdachte des Aristokratismus, und beschämte den Argwohn, der auf uns Allen lag, weil wir so nahe an der Gränze wohnen. Ehre, Pflicht, Menschlichkeit, selbst die Liebe, drängten mich zu diesem Schritte: denn habe ich nicht Geseze zu vertheidigen, die unser Glük gegründet haben? Nein, Klara, ich darf keine Vorwürfe von dir befürchten. Thränen wirst du wohl vergiessen; und die weine nur, meine gute Klara! Warum wollten wir allein trokne Augen bei dem Sturme behalten, der auch unser Schiksal entscheidet? — Wie? ich sollte in der Ferne muthlos zusehen, wenn Andere den Baum pflanzen, dessen Blüthen mein Haar bekränzen, dessen Frucht mich ernähren wird? Wie? Klara sollte glüklich werden, und ich ihr nicht

sagen können: „das that ich! das that dein Klairant!“ Feigherzig sollte ich, wenn unser Glük befestigt seyn wird, dich bei Nacht über unsere freie Gränze herüberstehlen? Nein, Klara, mit Triumph will ich dich herüber holen, mitten in den Tempel der Freiheit will ich dich stellen, und niemand soll es wagen, dir den Plaz zu verweigern, den mein Arm dir errungen hat.

Ich wurde Soldat, weil ich Klaren liebe und sie verdienen will, weil ich Sohn, weil ich Mensch, weil ich Bürger bin. Mein Vaterland und seine Verfassung, die ich beschwor, wird angegriffen. Ich zittre nicht mehr, dir zu sagen, daß wir morgen dem Feinde entgegen gehen, und daß ich bei der Avantgarde bin. Klara ist der Preis meiner Tapferkeit, Klara der Lohn, den mein Arm erfechten wird.

Meine Mutter weinte an meinem Halse, als ich in der Uniform zurükkam; aber halb waren es Thränen der Freude. Mein Vater segnete mich; selbst mein kranker Oheim strekte mir von seinem Lager beide Arme entgegen, und drükte mich billigend an seine Brust. „Du wirst von jezt an,“ sagte er, „für dein Vaterland fechten, wie ich immer für sein Wohl gebetet habe. Ich glaube, mein Sohn, du hast an dein Vaterland gedacht, als du die Waffen ergriffest, und an nichts anderes. Nun denn, mein Sohn, so kann auch eine Stunde kommen, wo der für

das Vaterland kämpft, der die Waffen niederlegt. Verstehst du mich? Wie, wenn die Ehrsucht Verbrechen zu Gesezen, und den Kreis ihrer Gewalt zum Vaterland machen wollte?" Er sah mich erwartend an. — Dagegen sagte ich, habe ich ja die Waffen ergriffen. — „So zieh denn hin," rief er; „zieh hin! Dein Vaterland ruft. Ein Fremder mag mein Auge zudrüken; dich fordert das Vaterland."

Vor meiner Abreise sprach er mich noch allein, entdekte mir den Ort, wo er sein Vermögen verborgen hätte, ernannte mich zu seinem Erben, und segnete mich mit brechender Stimme. Er winkte mir, daß ich gehen sollte. Ich warf mich an seinem Bette nieder, küßte seine wohlthätige Hand, und gieng.

Wir marschirten über Marville an der Maas nach Flandern, und auf dem Wege stiessen in den Distrikten noch mehr junge Leute zu uns. Ich wartete mit Sehnsucht auf den Tag, an welchem wir la Fayette'n vorgestellt werden sollten, und zitterte vor dem Gedanken, daß ich ihn nicht sehen möchte; denn ich war fest entschlossen, ihm meine Liebe zu dir zu entdeken, und ihn zu unserm Beschüzer zu machen. Der Zufall nahm sich meiner an. Der Deputirte, welcher uns begleitete, übergab bei unsrer Ankunft die Schriften, die uns betrafen. Der General — es war la Fayette selbst — durchlief die Briefe

der verschiedenen Distrikte. Als er sie gelesen hatte, sah er uns der Reihe nach an, und rief endlich: „der Bürger Klairant aus Chatillon!“ Ich trat vor. „Dein Beispiel,“ sagte er lächelnd, „gab dem Vaterlande eine Anzahl Soldaten. Es ist billig, daß es dir seine Dankbarkeit beweist. Du bist der Anführer deiner Landsleute!“ Er nahm mich bei der Hand, um mich ihnen vorzustellen. In dem Augenblike hörte ich kaum, was er sagte; ich fühlte, daß ich ihm von dir erzählen wollte, und doch widerstand mir, ich weiß nicht was. Es stiegen mir Thränen in die Augen. „Hast du mir etwas zu sagen, mein Sohn?“ fragte er, und sah mich starr an.— Ja; ich fordere Gerechtigkeit, ich fordere Menschlichkeit von meinem Vaterlande! — Er sah mich erwartend an. Ich erzählte ihm, so kurz ich konnte, meine Liebe zu Klara du Plessis, sagte ihm meinen Wunsch, für dich eine Ausnahme von dem blutigen Dekrete gegen die Ausgewanderten zu bewirken, und gab die Gründe an, um derentwillen ich die Erfüllung meines Wunsches hoffen zu können glaubte. Er antwortete mit Lächeln: „wohl, mein Sohn! Das erstemal, wenn wir Beide siegend auf dem Schlachtfelde stehen, erinnre mich wieder an deine Liebe; und ich stehe dir für die Menschlichkeit deines Vaterlandes.“

Klara, er selbst hat dich zu dem Preise eines Sieges gemacht; zweifelst du, daß ich tapfer seyn

werde? — Ich mußte thun, was ich that. Deine Unruhe macht mir Kummer; aber bereuen kann ich meinen Schritt nicht. Sieh, Klara, ich habe mich von meinen Gefährten weggestohlen, und size hier in einer verfallenen Hütte in einem Gehölze; alle meine kleinen Feldhabseligkeiten sind hier um mich her ausgepakt, und ich schreibe auf einer Tonne. Da liegen alle deine Briefe vor mir — das Einzige, was mir theuer ist — voll von Spuren der Thränen, mit welchen ich sie so oft beneze. Einige Blätter Papier, die zu Briefen an dich bestimmt sind, liegen neben ihnen. Ach, ich fühle, das ich immer haushälterischer werden muß! Und wie reich bin ich dennoch! Deine Briefe, dein Bild, ein Paar Federn, einige Tropfen Tinte, einige Blätter Papier; und dann dieß volle, reiche Herz, Klara, das dich über alles liebt! —

Wir liegen in einem Walde, und haben uns Hütten von Baumzweigen gebauet; denn nur der kleinste Theil der Armee hat Zelte. Jezt, Klara, fühle ich, daß deine ahnende Liebe Recht hatte. Kann Liebe zum Vaterlande die nothwendigsten Bedürfnisse entbehren lehren — was würde nicht die Liebe zu Klaren können? Ach, denke ich oft, wenn ich in die Hütte gekrochen bin, und das Feuer an dem Eingange mich gegen den Nachtfrost schüzt: was würde dir hier mit Klaren fehlen? was bedarfst du mehr, als eines Lichtstrahls, der ihr schönes Gesicht erhellt, als

eines Raumes, wo deine Arme sie umfassen können? Hier size ich in einer Hütte, welche die Eil nur für einen Tag erbauete, welche überall noch offen, überall noch schwankend ist; vor mir sind die Feinde, die mir keine Stunde anhalten den Schlaf gönnen: und dennoch bin ich ruhig und heiter.

Ach, Klara, welch ein Zustand müßte das seyn, worin deine Umarmung, der Ton deiner Stimme, dein bloßer Anblik mich nicht fröhlich machte! Und nun, die Entscheidung unseres Schiksals ist nahe: vielleicht auf einem andern Wege, als du glaubst; aber dennoch nahe. Laß uns auch verschieden denken, Klara, so ist doch Entscheidung das, was wir Beide hoffen, woran unsre Glükseligkeit hängt; und die Zeit wird sie herbeiführen. Ich freue mich, Klara, daß du so heiter bist. Wir wollen, hoffe ich, unser Leben nicht in einer pfadlosen, menschenleeren Einsamkeit zubringen; nein, du sollst Chatillon, du sollst Pillon wiedersehen. Menschen werden Zeugen unseres Glükes seyn, und wir wollen sie lehren, daß treue Liebe die höchste Wonne der Erde ist.

Dein Bruder geht nach Flandern, schreibst du mir. Noch wissen wir nichts von einem Corps Emigrirter; uns gegenüber stehen Kaiserliche Truppen. Wohl, Klara! er streitet um Ehre, ich um Glük. Und — wenn der Himmel uns

nun vielleicht darum gegen einander führte, daß einer von uns den andern retten sollte? O Klara, wie würdest du dich freuen, wenn dein Klairant den Säbel auffienge, der schon auf deines Bruders Leben gezükt war! — Er kommt nach Flandern. Seltsames Schiksal, das meinen Freund mir gegenüber stellt! Doch vielleicht ist es gerade Wohlthat, Barmherzigkeit. Klara, ich bin ein Thor; aber — was würde dein Vater wohl sagen, wenn ich deinem Bruder das Leben rettete? wie würde er den Retter seines Sohnes nennen? Ach, warum sieht er dies Herz nicht, das ihm so gern durch Liebe seine Einwilligung abdränge? warum soll der Mensch erst Thaten thun, die vom Zufall abhangen, wenn er ein Herz hat, das mehr werth ist, als solche Thaten? Ich wollte mich tausendmal für du Plessis in die fliegenden Kugeln stürzen; warum fehlt es nun dem Menschen an Kraft, dem Glüke Gelegenheiten zu Thaten abzudringen? warum rührt uns manche zweideutige Handlung, und nicht das Herz, durch das sie erst mit dem Stempel des Verdienstes bezeichnet seyn muß? Sieh, so schwärmt meine Phantasie umher, bezieht alles auf dich, will den blindesten Zufall mit der Allmacht des Himmels leiten, und — Doch, was nicht Zufall ist, was nicht unter der Herrschaft der Vergänglichkeit steht, das ist dein Herz, Klara, deine Treue. Warum sollte ich Fremden etwas danken, das ich mit einer unendlich süße-

ren Empfindung dir allein danken kann: mein Glük, meine Ruhe, mein Leben, mein Alles!

Mein Vater hat versprochen, meine Briefe richtig nach Mainz zu schaffen, oder wohin ihr sonst gehen mögt. Ich adressire diesen an deine Lucie. Deine Briefe schike nur an meinen Vater.

XXV.

Klara an Klairant.

Noch immer habe ich keine Antwort von dir. Wir wohnen wieder in Koblenz, lieber Klairant, und in unsrem alten Logis am Rhein. O, wie freue ich mich, Klairant, daß ich wieder bei Menschen bin, die mich, und jezt auch dich, lieb haben! Du kannst dir nicht vorstellen, Klairant, was ich fühlte, als die Tochter vom Hause mir sagte, daß sie dich kennte. Ich habe lange nicht eine so reine Freude gehabt. Gleich den Tag nach unsrer Ankunft kam sie zu mir auf mein Zimmer, und fieng an zu erzählen, wie es ihr mit dir gegangen war, doch ohne deinen Namen zu nennen. Sie sagte mir: ein junger Mann hätte da auf dem Steine gesessen, und mit Thränen in den Augen nach meinem Fenster hinauf gesehen. „Ein junger Mann?“ fragte ich; „nach meinem Fenster?“ Nun erzählte sie weiter: du wärest dann auf einmal aufgesprungen, und hättest dich wollen in den Rhein stür-

zen. Noch immer wußt' ich nicht, von wem die Rede war. Zulezt aber sah sie mich starr an, und sagte: und dieser junge Mann hieß Klairant!

„Klairant?“ rief ich; „Klairant?“ und in dem Augenblike war mir alles deutlich. Ich umarmte das Mädchen und tanzte mit ihr umher, weil die Freude, das Entzüken, mich wirbelnd machte. Klairant hieß er! sagte sie; und ich antwortete: „ja, Klairant war es!“ Nun aber erkundigte ich mich nach den näheren Umständen; und so wie sie erzählte, kamen mir Thränen in die Augen. Ich danke dir, Klairant, für deine Liebe, deine Treue. Sie hat mich tief gerührt. O, ich kann es mir sehr deutlich vorstellen, wie du auf dem Steine gesessen und an mich gedacht hast. Jezt size ich alle Abende auf demselben Steine, und denke an dich. Dann kommt das Mädchen aus dem Hause gehüpft, und zischelt mir ins Ohr: der junge Mann, der hier saß, hieß Klairant! Sie nekt mich unaufhörlich mit dir: bald hat sie noch Spuren von Thränen auf dem Steine gefunden; bald zeigt sie mir ein Blatt Papier, das du verloren haben sollst. Ich Thörin weiß, daß sie Possen treibt; aber dennoch hasche ich wie ein Kind nach dem Papiere, und blike auf dem Steine umher. Ach, und wenn sie sich dann zu mir sezt und anfängt dich zu loben! Zuerst thue ich, als ob es mir gleichgültig wäre; dann aber (denn sie hört nicht auf) muß ich doch aufstehen und sie umarmen. Das

Mädchen hat den wahren Weg zu meinem Herzen gefunden.

Sieh, und welchen Vortheil ich schon von meinem Deutschreden habe! Ist mein Vater oder meine Mutter zugegen, geschwind ein Paar Worte, die sie nicht verstehen, über den jungen Mann, und sein interessantes Gesicht! Mein Vater sieht es gern, wenn ich Deutsch rede. Das erste Mal, als er es von mir hörte, wunderte er sich nicht wenig. Ich sprach auf unsrer Rheinfahrt mit dem Schiffer, und ließ mir von ihm die Oerter nennen, an denen wir vorbeifuhren. — Hätte ich doch beinahe vergessen, dir von unserer schönen Wasserreise zu erzählen! Wir fuhren von Mainz in einem fremden Wagen ab (unsern eigenen haben wir nicht mehr). Schon auf der ersten Station wurde meiner Mutter übel, weil sie das Stossen des Wagens nicht aushalten konnte. Mein Vater war in Verlegenheit, bis die Wirthin, bei der wir abgetreten waren, die Fahrt auf dem Rhein vorschlug. Mir wurde bange bei dem Vorschlage; aber die Wirthin, mit der ich nachher noch allein sprach, versicherte, daß nicht die kleinste Gefahr bei dieser Reise wäre.

Wir nahmen einen Nachen, eine Art von bequemer Gondel, in der wohl zwanzig Personen bequem seyn können. Meine Mutter bekam einen Lehnstuhl; wir übrigen (es waren unser ungefähr zwölf) sezten uns auf Bänke,

die an der Seite des Nachens befestiget sind. Als wir an den Hafen giengen, sagte ein Bekannter zu mir: Sie werden es nicht bereuen, die Fahrt gemacht zu haben. Und er hatte Recht. Zu wiederholen, Klairant, was ich gesehen, was ich empfunden habe, ist mir nicht möglich; der Gegenstände waren zu viel. Sieh, man fährt so schnell hinunter, als ob sechs Pferde in vollem Gallop einen zögen; und noch schneller: denn man legt alle Stunden zwei Meilen (lieues) zurük. O, ich hätte ganz Auge seyn mögen bei allen den reizenden Gegenständen! Man fährt nicht fünf Minuten, so sieht man auf den Felsen, die den Rhein wie eine Wand einschliessen, eine alte verfallene Burg, dann wieder eine, und so unaufhörlich. „Ist es nicht,“ fragte ein junger Franzose, der mit auf dem Nachen war, und zeigte auf eine Menge verfallener Schlösser — „ist es nicht, als ob auch hier eine Revolution gewesen wäre?“ Es antwortete niemand. Unser alter Jakob, den er bei seiner Frage in der Reihe herum mit ansah, nikte treuherzig mit dem Kopfe, und sagte: ja, ja! denn es sollen auch lauter Raubschlösser gewesen seyn, wie . . . — Ich glaube, er hätte ganz treuherzig hinzugesezt: „wie in Frankreich;“ wenn der junge Mensch bei dem Worte Raubschlösser nicht aufgefahren wäre. Mein Vater stellte die Ruhe wieder her, und es wurde nicht weiter an die Revolution gedacht.

Du glaubst nicht, wie schön die Ufer sind! Ungeheure Felsenhöhen, von tausendfachen Formen, und alle mit Weingärten oder Waldung besezt, pressen den Rhein wie in eine Rinne zusammen. Zwischen dieser Felsenhöhle strömt er schnell dahin, in lauter Krümmungen, die auch das schärfste Auge täuschen. Sieh, vor dir schließt die Felsenwand den Rhein. Er hat keinen Ausgang, und scheint ein weiter See, den Felsen umgeben. Die Täuschung ist so groß, daß man darauf schwören sollte, man müsse umkehren *). Man glaubt nicht eher, daß ein Weg durch die Felsen geht, als bis man nahe bei den lezten ist, und nun zwischen neuen den Strom vor sich sieht. Oft ist dieser bei einer Krümmung so schnell, daß man befürchtet, an den gegenüberstehenden Felsen zerschmettert zu werden. So eben schöpft man vor Angst die Brust voll Athem, strekt die Arme der gefährlichen Stelle entgegen, auf welche der Nachen unwiderstehlich hingetrieben wird, und will aufschreien; aber auf einmal fliegt der Nachen um den Felsen hin, und der breite Strom liegt aufs neue wie ein ungeheurer Spiegel vor den Augen da.

Und nun betrachte wieder die schmalen Ufer! Da liegt Dorf an Dorf, Stadt an Stadt: jedes

---

*) Il faut se convaincre par soi-même, qu'il y a une route.

nur eine Reihe Häuser mit einem schmalen Gange davor; jedes zwischen dem ungeheuren Strome und den unersteiglichen Felsenmassen, die schrek- lich herab drohen. Oben auf den Felsen stehen alte Ruinen, oder gar neue Dörfer und Städte, terrassenweise über einander. Der Anblik war einzig, Menschen in diesen dem Auge ganz un- fruchtbar scheinenden Felsen so nahe auf einander wohnend, so fröhlich, so glüklich, zu sehen. Kin- der, die vor den Hütten spielten, begleiteten mit Geschrei und Händeklatschen das vorüberfliegende Fahrzeug.

An einem Städtchen, oder einer Festung *), oder an beiden, (denn eins schien unter dem an- dern zu liegen) bat ein rechtlicher Mann meinen Vater um Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Das war mir lieb; denn nun brauchte ich mir von den Schiffern, die uns ruderten, nicht länger Mähr- chen erzählen zu lassen. So sagte der eine von einem Thurme, der mitten im Rheine steht: ein Fürst wäre dahin geflohen, um einer Menge Mäuse zu entkommen, die ihn, ich weiß nicht warum, verfolgt hätten. Von einem niedlich ge- baueten Schlosse, das im Rheine zu schwimmen scheint, und auf dem ich schon tausendmal mit dir wohnen zu können gewünscht habe, behaup- tete er: dahin wären ehedem die Kurfürstinnen von der Pfalz gebracht worden, um ihr Wochen-

*) Wahrscheinlich St. Goar und die Festung Rheinfels.

bett zu halten. Von jeder Burg wußte er ein Mährchen zu erzählen, das grotesk genug war. Ich lächelte über seine Gespenstergeschichten, und nun suchte er, wie das ja die Art solcher Leute ist, mich mit den gefährlichen Stellen im Rheine zu schreken. Wirklich kamen ein Paar, wo der Rhein seine Rolle übernahm, und mit heftigem Gebrause von ehemaligen Gefahren an diesen Stellen erzählte.

Die ganze Gegend mit den ungeheuren Felsen auf beiden Seiten, mit den zerfallenen, schauerlichen Burgen, half seinen Fabeln doch so viel, daß sie eine feierliche Stimmung bewirkten; und so war der Seele jede auch noch so wunderbare Erdichtung willkommen. Die seltsamsten, mährchenhaftesten Erzählungen erhielten hier durch die Wunder, welche die Natur gebauet hat, eine Art von Wahrheit. Alles, was man hier sah, war ungeheuer; und so paßten die Fabeln zu dem gegenwärtigen Anblik. Selbst mein Vater, der von dem ganzen Geschwäze nicht ein Wort verstand, sagte, indem er auf alte Ruinen zeigte: „hier müßte man die Geschichte von Karls des Großen Zeiten lesen!“

Du kannst leicht denken, was ich hier that. Brach ein Thal durch die Felsenwand hervor (und das war oft der Fall), so wünschte ich mich hinaus in diese Kluft. Da stand eine einzelne Hütte in der Schluft des Felsens; hier ein Paar

blühende Bäume, dort eine ganze Gruppe. Dann, Klairant, wünschte ich mich hinaus mit dir unter die blühenden Bäume. Ach, die Zeit sollte uns dann so schnell hinfliegen, wie der Nachen, auf dem ich saß und wünschte. Mit lauter Freude wollten wir ihr nachsehen, und glüklich seyn! — An dem Felsen hiengen einzelne Menschen, welche ihre Reben behakten. Sie wendeten sich zu uns, sahen einen Augenblik nach uns hin, sezten dann ruhig ihre Arbeit wieder fort, und wir waren vergessen. So, eben so, würden wir den Kummer ruhig vorübergehen lassen; einen Augenblik wollten wir ihn ansehen, und dann ruhig wieder zu unserer Glükseligkeit zurükkehren, um sie desto reizender zu finden. Ja, Klairant! denn ist nicht die Liebe unser Glük? und würde nicht der Kummer nur in der Ferne bei uns vorüberfliegen? Klairant, wann wird die Zeit kommen!

Auf der zweiten Hälfte der Reise lernte ich mehr von den Gegenständen kennen. Der Schiffer fieng seine Mährchen aufs neue an; aber der Reisende, den wir mitgenommen hatten, führte jezt den Faden fort, den jener, wie es schien, nur ungern fahren ließ. Zuerst machte er mich aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Felsen, die einander gegenüber stehen. Das ist wirklich seltsam. Es scheint, als ob das eine Ufer nur eine Kopie des anderen wären. Ziehen die Felsen sich hier von dem einen zurük, so thun sie es am

andren auch. Hier steht ein Felsen, wie ein Kegel; und gegenüber gewiß ein völlig gleicher. Hier läuft der Felsen in einem langen Rüken hin, und dort eben so. Daher stehen bei nahe immer Dorf und Dorf, Stadt und Stadt einander gegenüber. Der Reisende sagte mir nun: wahrscheinlich habe der Strom sich sein Bett in diesen Felsen selbst gebrochen. Ich sann der Idee nach, und stellte mir lebhaft den Augenblik vor, da der Strom in die Felsen, die ihn von allen Seiten umgeben, eingepreßt ist. Er wächst, braust, schäumt, wirft schmetternd Welle auf Welle an das, was ihm im Wege liegt, steigt höher, dringt endlich in eine Spalte, zerreißt den Felsen bis zu seinem Fuß, und wühlt seinen Grund auf. Der himmelhohe Felsen zittert, schwankt; der Strom stößt, schlägt, wüthet, zerschmettert, bis er ihn stürzt. Schäumend springt er eher mit Felsstüken empor, rollt in wilder Zerstörung dahin, schleudert entwurzelte Eichen, ungeheure Granitmassen auf seiner neuen Bahn mit sich fort. Wüthend zerreißt er mit der Gewalt seines Sieges den Weg, den er nehmen will, stürzt den zerbrochenen Felsen vor sich hin, und schafft sich durch seinen Ueberwundenen neue Siege. Klairant, ich möchte das gemahlt haben, was mein Auge sah; es müßte ein erhabenes Gemählde seyn! — Um mir seine Behauptung glaublich zu machen, erzählte mir der Mann von den fürchterlichen Wirkungen des Flusses im Frühjahr. Und

doch wohnen Menschen an seinen Ufern, und sind glüklich!

Mein Vater bemerkte meine Bewegung, und fragte, was mich so gerührt habe. Ich erzählte ihm, was ich gehört, und noch mehr, wie ich mir es vorgestellt hatte. Man sprach nun im Allgemeinen von den fürchterlichen Wirkungen der Natur. „Denen," sagte meine Mutter, „ist doch keine Gewalt unter den Menschen zu vergleichen!" Jeder nikte mit dem Kopfe, als ob er diese Anmerkung bestätigte. Nur ein alter, hagerer Mann, den bis jezt niemand bemerkt hatte, sagte: „warum nicht? Mich dünkt, der Ehrgeiz und die Liebe brechen sich mit noch zerstörenderer Gewalt ihrer Bahnen." Jeder wendete den Kopf in den Winkel hin, woher die Anmerkung kam. „Wenn," fuhr der Mann fort, „manches Mitglied der Nationalversammlung, oder"—er schien etwas zu unterdrüken—„hier auf dem Schiffe wäre, so würde es meine Behauptung von dem Ehrgeize bestätigen; und Sie, Mademoiselle"— damit wendete er sich zu mir— „vertheidigen wohl die Gewalt der Liebe." Ich erröthete über und über. Mein Vater unterbrach das Gespräch mit finsterer Stirn; ich aber warf von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blik auf den alten hageren Mann in dem Winkel. Findest du nicht auch, daß er Recht hat? Sonderbar, daß ich nicht selbst auf den Gedanken kam! Ich sann nun wohl eine halbe Stunde

darüber nach, und fühlte immer mehr, Klairant, daß der Rhein, der sich in Felsen ein Bett bricht, das wahre Bild unserer Liebe ist.

Näher nach Koblenz zu, werden die Ufer immer sanfter, und es erstrekt sich schon ein Thal mit Bäumen landeinwärts. Zwischen sanften Hügeln bricht schon ein kleiner Bach hervor, und ergießt sich in den Rhein. Die großen Naturscenen haben nun aufgehört; aber noch immer bleiben die Ufer merkwürdig. Rechts liegt ein Städchen, wo ein Deutscher Kaiser von den versammelten Fürsten des Reiches abgesezt worden ist; und gerade gegenüber, in einem Kreise sehr schöner Bäume, steht der Königsstuhl, auf welchem ehemals alle Deutschen Kaiser gekrönt wurden: ein Saal, der ganz frei auf acht Säulen ruhet. Und nun kam, ganz nahe bei diesen feierlich großen Gegenständen, die Lahn aus ihren Gebirgen hervor, und goß sich in den Rhein — die Lahn, Klairant, an deren Ufern, in deren schönen Thälern, ich dich so oft gesehen habe! — „Das ist die Lahn,“ sagte mein Lehrer. Die Lahn? rief ich, und gewiß leuchteten meine Augen vor Freude. Ich schlug die Deke, welche über das Schiff herunter hieng, ganz auf, um die demüthige Lahn, die mit ihrem sanften, spiegelhellen Laufe so recht zu meinem Herzen paßt, daher kommen zu sehen und mit inniger Dankbarkeit zu empfangen. Ach, Klairant, wie groß war mein Glük, als ich noch fröhlich längs ihr

hin gieng, um in deine Arme zu eilen! Weißt du noch, wie ich mich einmal in einem schmalen Fischerkahne mit meinem Bruder übersezen ließ? Da sah ich dich schon am jenseitigen Ufer hinter einer Eiche stehen, und zitterte so heftig, daß der Kahn schwankte. Ich wollte aufspringen, und wäre in das Wasser gestürzt, wenn mein Bruder mich nicht gehalten hätte. Wie könnte ich die Lahn nicht lieben, an deren stillem Ufer ich so glükliche Tage lebte! Wann Klairant, werden sie wieder zurükkehren, diese Tage, da du hinter einem Gebüsche stehst, und auf mich hoffst; da ich dich erblike, und dennoch still an dem Baume weggehe, der dich verbirgt, weil ich noch zu nahe an der Stadt bin; da ich den steilsten Hügel hinanklettere, und in Dornen fasse, um geschwinder hinaufzukommen, einen Pulsschlag eher an deiner Brust zu seyn und dir aufs neue zu sagen: „Klairant, ich liebe dich," und von dir zu hören: „Klara, meine Geliebte!" Weißt du noch, wie du meine Hand bluten sahest, die Dornen herauszogest, mir Vorwürfe machtest, und mir dabei die Hand zärtlich drüktest? O, ich wünschte, daß ich ein Paar Blutstropfen mehr möchte hervorpressen können, um noch einmal das alles zu hören; und gern hätte ich meine Hände aufs neue in die Dornen geschlagen. Weißt du noch, wie du dich den Abend, als es so stark regnete, vor unser Haus wagtest? Ich war den Tag über traurig gewesen, und wollte

mich gerade auskleiden lassen, als ich auf einmal mein Lieblingslied hörte. Nun entschlüpfte ich meiner Lucie, lief an das Fenster, eilte die Treppe hinunter, öffnete leise die Hausthür, drükte dich an meine Brust, und blieb so einige Minuten im Regen stehen. Als ich wieder zurükkam, und Lucie nichts sagte, da merkte ich wohl, daß sie alles wußte, und glühete vor Scham; denn ich war, wie ich erst jezt bemerkte, halb entkleidet. Ich erröthete am folgenden Tage, als ich dich wieder sah; aber du hattest auf meine Kleidung nicht gesehen. Du wußtest nicht, warum ich den Tag über so heiter war; jezt weißt du es, lieber Klairant.

An das alles erinnere ich mich noch so oft, so lebhaft, und dann bin ich traurig, daß diese schönen Tage vorüber sind. Ach, sonst konnte ich doch allein auf meinem Zimmer sizen, und darüber nachsinnen; dann vergaß ich, wie weit du von mir entfernt warst. Doch jezt! wir haben nur ein einziges Zimmer, meine Eltern und ich; und so kann ich fast nie einen Augenblik ungestört an dich denken. Stüze ich den Kopf, so sagt meine Mutter: „Klara, dir fehlt doch nichts?“ und dabei ist ihr Blik so freundlich mitleidig, daß es unverantwortlich wäre, wenn ich mich nicht zwänge, meinen Kummer zu verbergen. Mache ich aber eine freundliche Miene, so kann ich nicht an dich denken, und dennoch die Miene behalten. Wenn unseres

Wirths Tochter heraufkommt, so geht es besser. Dann plaudern wir von dem jungen Manne, der sich in den Rhein stürzen wollte. Wir sezen uns in ein vier Fuß langes und breites Kabinet, das ich jezt mein Zimmer nenne, und worin Lucie arbeitet; da bleiben wir ganze Stunden, und zuweilen so lange, bis ich denn endlich zu Bette gehe. Dann erst kann ich recht ungestört an dich denken; und immer gehen meine Gedanken an dich in Träume von dir über.

Mein Bruder kommt aus Flandern zurük, und wird vielleicht unter dem Prinzen von Condé dienen. Mein Vater ist jezt unruhiger als je, doch nicht mehr über mich. Macht die Lage unsres Vaterlandes ihn besorgt? Oder wäre es wohl gar — ach, ich zittre, daran zu denken — wäre es Mangel? Auch unsre Pferde sind nun verkauft; überall sehe ich Einschränkungen: in der Wohnung, in der Kleidung und dem Tische. Doch haben wir ja noch immer vier Domestiken, und meine Mutter hat noch ihren Schmuk. Mangel kann also meinen Vater nicht unruhig machen; er ist es nur aus Vorsorge, aus Behutsamkeit. Wenn er Mangel litte — o Klairant! ich wäre die Unglüklichste von allen; denn ich hätte — Doch ich will nicht daran denken. Werde du nur nicht unglüklich, lieber Klairant! Ach, zuweilen bin ich so besorgt um euch alle, daß mir das Herz vor Traurigkeit brechen möchte. Und wenn es auch Mangel wäre; nun, mein

Vater bekommt ja seine Güter wieder. Sein Park wird ihn freilich schmerzen; aber er ist ja dann wieder so reich, daß er den Park, und auch mich, vergessen kann. Ja, auch mich. Aber, Klairant, wenn er Mangel litte — o Gott! meinst du, daß ich ihn auch dann verlassen könnte? Zuweilen denke ich mit Zittern an Fälle, die — Nein, Klairant; es wird alles gut gehen. Brach doch der Rhein sich einen Weg durch ungeheure Felsen! und es sollte unserer Liebe an Bahnen fehlen?

XXVI.

Klara an Klairant.

Du zitterst nicht mehr, mir zu sagen, daß du morgen gegen den Feind aufbrichst? du freuest dich, daß du bei der Avantgarde stehst? — Und ich liege mitten in der Nacht, bleich, gequält von Angst, verfolgt von tausend wimmernden Stimmen eines blutigen Schlachtfeldes, verzweifelnd, auf den Knieen, und erflehe jammernd vom Himmel nur den kleinsten Strahl der Hoffnung. „Morgen, morgen," ruf' ich, „geht er dem Feinde entgegen!" und ich bedenke nicht, daß dieses schrekliche „Morgen" schon vorüber ist, daß du jezt, da ich für dich bete, zittre, verzweifle, daß du jezt vielleicht schon da liegst, starrt — O, ich Unglükliche!

Klairant! wie war es möglich! Warum schriebst du mir nicht schon lange, daß du Soldat werden wolltest? Meine Thränen, meine Angst, hätten dich in Chatillon zurükgehalten. Das schrekliche „morgen!“ hätte dann nicht mein Gehirn zerrüttet, mein Herz zerschmettert, mein ganzes Wesen vernichtet. Warum behieltest du nicht wenigstens den Brief noch einige Stunden, und schreibst in ein Paar Worten! „Das schrekliche morgen ist vorbei; ich bin gesund!“ Warum machst du mir diese folternde, entsezliche Angst? Mein Herz schlägt laut an meine Brust, so oft jemand die Lippen öffnet; ich zittre, daß er sagen wird: Klairant ist todt! Sieht jemand mich an, so werde ich bleich, weil ich glaube, er will mir deinen Tod ankündigen. Ein neues Zeitungsblatt erregt in mir immer ein Fieber. Jezt brenne und glühe ich vor Hize; dann bin ich starr und todt vor Kälte. Ich kann nicht essen; es ist, als ob der Schmerz mich sättigte. Und dabei jagt eine matternde Unruhe mich unaufhörlich hin und her.

Klairant, es ist nicht Liebe, was dich treibt; nein, thörichter, grausamer Ehrgeiz. Laß mich dir den Preis sagen, um den du kämpfest. Meine Angst um dich wird noch den zarten Faden meines Lebens zerreissen; du wirst den Lorbeer, den du erfechten willst, unter die Blumen mischen, die eine mitleidige Hand in meinen Sarg streuet, und Verzweiflung wird der Lohn seyn, den du

am Ende davon trägst! — Mit Triumph willst du mich in dein freies Vaterland führen? Unglüklicher! Triumph? Ich will lieber unbemerkt mit dir bis ans Ende der Erde fliehen, als mit diesem Triumphe die Stufen eines Thrones betreten. Und würde ich ihn denn bei meiner unaussprechlichen Angst, bei meiner Verzweiflung, erleben? Ich bin matter, als du glaubst. Bedenke, Klairant, welche Erschütterungen mein Herz schon ertragen hat! Bedenke, daß ich jezt immer bei meinen Eltern bin; daß ich jede Thräne in mein Herz zurükdrängen, die Angst meiner Seele wie ein Verbrechen verbergen muß! Ich lächle; und bei jedem Lächeln fühle ich einen Faden meines Lebens zerreissen.

Ich bitte und beschwöre dich bei meiner Liebe! schreib deiner Klara bald, und gieb ihr Trost, daß sie nicht durch dich verzweifeln muß! Was hat meine Liebe mit Schlachten, mit Blut zu schaffen! Klairant, jezt fordere ich mit tief aufgereiztem Herzen von dir, meine Liebe zu vergelten, und die Waffen niederzulegen, die du nie erheben kannst, ohne mein Herz zu treffen. Jezt ruft deine Klara, deine Geliebte, in Ernst dir zu: „Kennst du ein Vaterland, Grausamer, ohne mich?“ — Antworte, Klairant! müßtest du mir nicht alles, alles aufopfern? O, soll ich mit dir rechnen?

Klairant, mußt du mich täuschen, wie man ein Kind täuscht? „Du könntest meinen Bruder

retten.“ Wohl! aber kannst du ihn nicht eben so gut ermorden? und wäre dann nicht eine neue Scheidewand zwischen mir und dir: das Blut meines Bruders und deines Freundes? Könnte ich je in Arme sinken, die meinen Bruder ermordet hätten? — O, mein Vater sieht mich theilnehmend an, meine Mutter ist von meiner Liebe gerührt, Lucie weint Thränen um mich, Alles beklagt mich; und dir allein muß ich zurufen: Klairant, du hast kein Gefühl!

Soll ich dir meinen Zustand beschreiben? Für meine Sinne ist nichts mehr da; alles um mich her zerrinnt vor meinen Bliken, wie Gespenster, die nach und nach verschwinden; meine gedankenlose, verirrte Seele wohnt nur auf dem Schlachtfelde, wo du liegst, und beschäftigt sich mit deinen Seufzern, deinem Röcheln, mit dem Blute, das aus deinen Wunden dringt. — Hier hast du ein Bild von mir. Wenn du kannst, so denke dir auch meine Empfindungen! Ich schlafe des Nachts kaum einige Augenblike; denn meine leichte Deke liegt so schwer wie ein Fels auf mir. Ich schaudre, wenn ich einen Blik in den Spiegel werfe; meine Augen sind hohl, meine Wangen bleich. Ach, Klairant, der Tod hätte nicht viel mehr zu thun, wenn er mich zu seiner Beute machen wollte.

Weiter, Klairant, habe ich dir nichts zu sagen. Ich streke meine Arme nach dir aus, und

bete. Wie ich für dich gelebt habe, für dich allein, so kann ich auch für dich sterben, und meine Lippen werden noch im Tode sagen: ich liebe dich, Klairant! O, schreib mir, und leg die Waffen nieder.

XXVII.

Klairant an Klaren.

Ein ausgewechselter Gefangener, der heute zurükgeht, will dir dieses Blättchen schiken. Noch immer, Klara, habe ich keine Antwort von dir. Dein Brief wäre eine stärkende Erquikung in diesen Mühseligkeiten. Die Armee ist unzufrieden mit den Repräsentanten des Volkes. Wir stehen hier müßig an der Schelde, ohne Zelte, ohne Lebensmittel, selbst ohne Waffen; kurz, wir leiden an allem Mangel. La Fayette ist nach Paris gereis't, um, wie er selbst geäussert hat, der Armee die Unterstüzung des Vaterlandes, für das sie kämpft, zu verschaffen, oder seine Stelle niederzulegen. Man sagt einander ins Ohr, gewisse Leute wollten erst la Fayetten, und dann den König stürzen, um die Konstitution zu vernichten. Wozu hätte ich denn die Waffen ergriffen? Um Mördern zu dienen? Ich eilte freudig, jauchzend, hierher; und nun mag ich meine Augen nicht aufheben vor Scham und Verwirrung. Wenn mich jemand fragt: für

wen siehst du? bei Gott! ich weiß nichts zu antworten. Ich sehe stumme Vorwürfe in den Blicken meiner Waffenbrüder, die mein Beispiel verführte, und wage es nicht, sie zu trösten. Aber stürzt man die Verfassung, für die ich Soldat ward, so werfe ich die Waffen weg, die dann nur schändend sind, und nehme sie nicht eher wieder, als bis la Fayette uns gegen Paris führt, es an seine Eide zu erinnern.

Ich befinde mich wohl, Klara; eine leichte Wunde, die ich bekam, hat nicht einmal eine Spur zurükgelassen. Wir sind durch einen Fluß von dem Feinde getrennt, der eben so wenig Lust zum Fechten zu haben scheint, als wir. Ach, wenn ich bedenke, daß Tausende jezt gegen Tausende an den Gränzen unsres Vaterlandes stehen, daß ehrsüchtige Menschen in Paris sich verschworen haben, un die Freiheit, die schon anfieng für uns zu schimmern, wieder zu nehmen, wenn ich bedenke, Klara, wie schwer es ist, glüklich zu werden, wie viel ich gewiß noch thun und leiden muß, ehe ich das erreiche, wozu Natur, Liebe und Vernunft mich zu berechtigen scheinen, das Glük dich mein zu nennen: — o, man möchte sich im nächsten Augenblik aus dem widrigen Gedränge retten, alle seine Hoffnungen über das Grab hin werfen, und ihnen ohne Bedenken nachspringen. Was ist denn die Freiheit, um die sie streiten? Und wenn ich an jedem Tage zehn, zwölf Stunden für Klaren einen Weinberg

bestellte, einen Aker bauete, dann in ihren Armen zur morgenden Arbeit ausruhete, und jede Woche nur einen Tag ganz an ihrer Seite leben könnte: ich wäre dennoch frei und glüklich: frei; denn ich befolgte nur die Gebote der Natur und der Liebe: glüklich; denn ich hätte, was ich wünschte. Ist der Sklav, der seinen höchsten, einzigen Wunsch erreicht hat, in seiner Liebe nicht glüklicher, als Mancher auf dem Throne, der sich zu seiner Qual Unmöglichkeiten wünscht? — Klara, meine Arme kann man binden; aber nicht meine Seele. Ich wäre als Sklav am Throne eines Bassa's frei und glüklich, wenn ich nur jeden Tag einmal mein Auge heben dürfte, einen deiner Blike aufzufangen.

Klara, man tobt, man streitet gegen einander um ein Gut, das man nicht kennt, um Schattenbilder, die man für Glük hält. Ach, unsre einfachen Herzen kennen es. Wären wir doch irgendwo in der Patriarchenwelt, oder bei einem Naturvolke geboren! Wir hätten einander geliebt, uns in dem Schatten eines Baumes eine Hütte gebauet, und da in den einfachen Sitten unverderbter Menschen glüklich gelebt. Weh uns, daß wir einander in dem tobenden Gedränge dieser Unmenschen fanden, die nur Rang anbeten, Gold für Glük halten, Tugend auf das Theater, Liebe in die Romane verbannen, und nur für erdichtetes Unglük Mitleid fühlen! Ist es nicht so, Klara? ist es nicht so?

Ich habe diesen Zettel an das Bureau François in Koblenz adressirt, weil dein Bruder mir gesagt hat, daß so die Briefe am sichersten gehen. O, ich bitte dich, Klara, schreib mir. Ein Brief von dir wirkt auf mich, wie auf den Unglüklichen, den ein langer Sturm umher geschleudert hat, der Anblik einer grünen Küste. Was, Klara, was wird uns aus dem Sturme retten? Ich bitte dich, Klara, schreib mir bald!

XXVIII.

Klairant an Klaren.

Ich bin wieder in Chatillon, Klara. Deine Liebe ist befriedigt; ich habe die Waffen von mir geworfen, weil für mich kein Vaterland mehr zu vertheidigen da ist. Der zehnte August hat mein Schiksal entschieden. Dillon selbst, unser General, nannte ihn einen Tag der Schande für Frankreich, und erklärte, Ehrfurcht für seinen Eid, sein Gewissen verpflichte ihn, gegen die Feinde unserer Konstitution zu kämpfen. Er hat sich anders besonnen, sagt man. O, mag er, mag er, Furcht vor der übermächtigen, siegenden Parthei treibt, Geld und Ansehen loken ihn. Doch ich? Ich habe die Waffen niedergelegt, um meinem Herzen genug zu thun. O, es ist schändlich! Ich bin nach Chatillon zurükgegangen, um den Pflug

zu treiben. „Woher, Klairant?“ fragte mein Oheim. Von dem Schauplaze der Schande! erwiederte ich. Man hat freie Menschen an die Galeere geschmiedet, um sein Gold, seine Wollüste in einen sichern Haven zu rudern. Dort in Paris verwirrt man die Erde, und giebt auf der Gränze von Frankreich ein blutiges Schauspiel. Die Blike der Nation sollen sich hierher wenden, damit man seine Beute desto unbemerkter verzehren könne!

Ach, Klara! und die Blödsinnigen verdienen nichts anderes, als von jenen ehrsüchtigen Menschen in Paris beherrscht zu seyn! Den Kommissair, der ihnen befiehlt, ihren Eid zu brechen und Sklaven zu werden, empfangen sie mit eben dem Jauchzen, wie ehemals den edlen la Fayette. Sie fallen einander in die Arme, sind außer sich vor Freude, taumeln vor Entzüken, wenn das Dekret verlesen wird, das ihre Schande und das Unglük ihres Vaterlandes befiehlt. O der seltsamen, abscheulichen Widersprüche! Heute nennen die Wahnsinnigen den, vor dem sie noch gestern auf den Knieen lagen, einen Empörer, einen Verräther. Die ganze moralische Welt ist in einer Nacht verrükt. Was gestern Tugend war, gilt heute für ein Verbrechen. Der Aberwiz ist so groß, daß man eben das, was man nun Laster nennt, noch heute Tugend nennen würde, wenn die Gebieter nur winkten. — Die Elenden schworen der Freiheit, dem Könige, der

Nation; dann dem zehnten August, der Schande, der Sklaverei, der Willkühr. Morgen würden sie der Raserei schwören, wenn ein Mann mit einer Nationalschärpe sie dazu aufforderte! Wie Kinder laufen sie mit aufgehobenen Händen der bunten Seifenblase nach, verfolgen sie mit freudigen Bliken, sehen sie recht gern zerplazen, und spielen wieder mit neuen.

Nun, Klara, ist es vorbei! Als ich die Pappeln von Chatillon wiedersah, strekte ich meine Arme mit unaussprechlicher Rührung nach ihnen aus. O, seid mir willkommen! sagte ich; nur unter eurem Schatten ist mein Vaterland. Hier, wo ich meine Kindheit verlebte, wo mein Herz zuerst Liebe für Klaren empfand, wo ich so glüklich war: hier wohnt meine Freiheit, hier meine Tugend, mein Daseyn, die Quelle aller meiner Kräfte.

Trop heureux le berger, ou le sage mortel
Qui vit tranquillement loin d'un monde cruel!
Il échappe aux fureurs de ces cœurs homicides,
Dont la haine jalouse arme les mains perfides *).

Nie, Klara, habe ich mein geliebtes Chatillon mit solcher Wollust wiedergesehen, als an diesem

*) Nur der Hirt oder der Weise ist glüklich, der hier ruhig und entfernt von den grausamen Menschen lebt; er allein entgeht der Wuth ihrer mordgierigen Herzen, mit der ihr Neid treulose Hände bewaffnet.

Tage. Mi duftete eine schönere, balsamischere Luft entgegen. Der Himmel war hier blauer, der Boden grüner, die Quelle frischer, als dort. Bei dem ersten Schritte, den ich in dem Schatten der Pappeln that, goß sich eine lebendige Ruhe in mein Herz. Ich athmete mit Entzüken die heimische, liebliche Luft, durchlief jeden Winkel, sezte mich in jeden Schatten, kostete die reine Quelle. Es war mir, als ob ich Jahre lang in einem finstern Gefängnisse zugebracht hätte, und nun den ersten Augenblik meiner Freiheit genösse.

Ach, wenn ich hier im Schatten der Ulmen liege, und über Welt, über Menschen und Schiksal nachdenke: dann wird es mir immer gewisser, daß die Verbindung ganzer Millionen Menschen zu Einem Volke nicht in den Planen der ewigen Weisheit lag. Ein Ehrsüchtiger faßte zuerst den Gedanken, mehr Menschen zu beherrschen, als sein Blik übersehen konnte; er traute sich das allsehende Auge der Vorsehung zu, oder überredete die treuherzigen Menschen, die er seinem Willen unterwarf, daß er es hätte. Eben dadurch wird allgemeines Glük eine Unmöglichkeit. Ehrsucht und Geldgier treiben unbemerkt ihr Spiel, schlagen täglich der stillen, einfachen Tugend, der Menschlichkeit neue Wunden, und gewöhnen das Auge an Laster, welche der Mächtige mit allen Schäzen und Reizen der Künste schmükt. Häusliche Tugend wird nicht mehr geachtet; das

einfache Glük, welches Liebe und Ruhe geben, wird unter dem Jauchzen der frohlokenden Ehrgeizigen übersehen. Man wühlt sich in das Gedränge, will mit genießen, und taumelt den Weg des Lasters, der Verbrecher, weil er zum vermeinten Glüke führt. O, wenn ich mir denke, daß nur die Dörfer von dem Ufer dieses Flusses bis an jenen Bach, von dem Gebüsche hier im Thale bis an jenen Berg, zusammen gehörten; — daß allenthalben solche kleine Bezirke einen Staat ausmachten, und daß kein Ehrgeiziger den seinigen vergrößern wollte: Arbeit und Glük, Ruhe und Zufriedenheit würden sich in schöner Eintracht über diese Völkchen verbreiten. Die Oper wäre dann nicht erfunden; die Bildhauerkunst läge noch in ihrem rohesten Anfange; man hätte vielleicht noch keinen Marmorbruch geöffnet: aber die Natur, die Liebe, die Freude würden die Menschen Spiele und Vergnügungen lehren, die keine Sorge vergällte, keine Reue vergiftete. Ach, Klara, unter einem solchen Völkchen hätte ich dich gesehen, dich geliebt, und durch einfache Beweise meiner Empfindungen dein Auge auf mich gezogen. Ich hätte deine Thür mit Blumen bekränzt, meine schönsten Lieder vor deiner Hütte gesungen, dir auf deinem Lieblingsplaze eine Laube gebauet, dir einen Strohhut geflochten, einen Stab, oder einen Becher zum Trinken geschnizt. Das alles, um dir zu sagen: ich liebe dich. Meine Treue, meine Redlichkeit, mein

Schweigen würden dein Herz gerührt haben. Du hättest mir zugelächelt, mir die Hand gedrükt, und endlich gesagt: ich bin dein! Triumphirend hätte ich dann die Geliebte in meine Hütte geführt, und durch Jauchzen dem Dorfe gesagt: sie ist mein! Niemand würde gefragt haben: wie hieß dein Eltervater, wie deine Stamm-Mutter? Mein Adel wäre Jugend, Gesundheit und Stärke; der deinige Unschuld, Liebreiz und Sanftmuth.

Nenne das nicht Ideal, meine Klara; nenne es nicht einen täuschenden Traum. Kannst du mir nicht beweisen, daß diese Vorstellung der Natur, der moralischen Natur des Menschen widerspricht; daß dieser Zustand unmenschlich, oder elender für ihn ist, als der jezige: so träume ich kein unerreichbares Ideal; oder der Mensch müßte weiser seyn als die ewige Weisheit, und gütiger, wohlthätiger als die ewige Güte. Ich hätte dann ja einen weiseren Plan für des Menschen Tugenden und Glük gezeichnet, als die Vorsehung! Nein, ist dieser Zustand begreiflich, enthält die Vorstellung dieses einfachen Glükes nichts unmögliches, der Menschheit Widersprechendes: so hat die Vorsehung es uns bestimmt, so muß es erreicht werden können, so wird es einst erreicht. O die Glüklichen, die den Zeitpunkt erleben! —

Was ist denn Göttlicheres in unserer Natur, als Liebe, Wohlwollen, Freundschaft? und wel-

chen andern Schauplaz sucht die Liebe, die innige Freundschaft, als die Unschuld der verlachten Schäferwelt? Sollen die Wünsche, die Ahnungen der Unschuld, der Liebe, welche einer solchen Welt zu ihrem Schauplaze bedürfen, weniger beweisen, als die schlaue Berechnung des Lasters, das seinen Wirkungskreis für den Schauplaz ausgiebt, den die Vorsehung dem Menschen bestimmt habe? Erlebt nicht jeder Mensch — und gerade, wenn er das Gefühl aller seiner erwachten Kräfte hat, wenn alle Hoffnungen in ihm wirken und fordern — erlebt er nicht einen Zeitpunkt, wo ihn alle seine Kräfte, alle seine Hoffnungen mit Gewalt in den engsten Kreis der Liebe, der Freundschaft, der Einsamkeit, und in den Genuß einer einer Unschuldswelt hindrängen? Und soll dieses lebendige Gefühl, dieser allgemeine Instinkt, dem keiner an Stärke gleich kommt, nicht so viel Recht haben, als die Sophisterei einer Beredtsamkeit, die erfunden zu seyn scheint, um den Menschen für den Verlust seines schönsten Glükes durch die Nothwendigkeit — nicht zu trösten, sondern nur vor der Verzweiflung zu bewahren? — Nein, Klara, ich träume nicht. „Es ist ein Gott," sagte ein Philosoph; „denn ich kann ihn denken." Eben so wahr kann ich sagen: was ich denke, ist menschliches Glük; „denn ich kann es denken. Laß mir einen Philosophen diesen Saz umwerfen! Ihm entsprechen alle meine Gefühle, meine Wünsche, meine Hoffnungen, meine Vorstellun-

gen von Glük und Tugend. In diesem Kreise könnte die Menschlichkeit, die Tugend gedeihen; hier allein wären Tugend und Glük Blüthen und Früchte Eines Baumes, und wir dürften nicht erst das trostlose Auge in die dunkle Ewigkeit werfen, um Tugend die Quelle des Glükes zu nennen — wie sie es doch seyn muß, Klara, wenn wir an die Gottheit glauben sollen.

O, daß Laster mir, mir und dir, meine Klara, dies Paradies, das wir sehen und wünschen, nach dem wir ringen, zerstören konnten! dies Paradies, das wir jezt nur in einer menschenlosen, also auch in einer tugendleeren, Wüste suchen müßten! Und wenn wir es nur fänden, Klara, es sollte uns dennoch nicht an Gegenständen des Wohlwollens, der Menschlichkeit fehlen. Mit den Thieren umher wollten wir den Bund machen, den die Menschen verspotten: den Bund der Liebe, des Wohlthuns, der Hülfe. Die Vögel würden um uns her sicher wohnen; wir wollten ihnen Futter sammeln, und sie vor den Raubthieren schüzen; wir wollten die Herren unserer Wüste, aber auch die Schuzgötter aller empfindenden Wesen seyn!

Mir stehen bei dieser Vorstellung Thränen im Auge, Klara: Thränen, die mir zeigen, wie weit ich noch von der Wirklichkeit entfernt bin! Und du, Klara, fühlst eben das. Ach, dein Herz wird sich auf diesem Blatte wiederfinden. Je

öfter ich deine Briefe lese, Klara, desto mehr sehe ich, daß die Vorsehung uns für einander schuf, und daß es die abscheulichste Tyrannei ist, mir mein Gut vorzuenthalten. Sieh; da stehst du an den Thälern der Lahn, und schaffest dir eben das Paradies, das ich hier für uns unter den Bäumen in Villon pflanze. O Klara, wir würden es an jeden Ort der Welt mit uns hin nehmen; denn es ist unser Herz, unsere Unschuld, unsere Einfalt, für die jeder Wohnplaz auf der Erde der rechte ist. Ein Baum, ein Hügel, eine Hütte, einfache Menschen, denen wir Gutes thun könnten: weiter bedürfen wir nichts; es ist unser Elend, daß man glaubt, wir bedürfen mehr, und nun nicht will, daß wir glüklich seyn sollen.

Ich lebe jezt ruhig, und in der Stille. Die Preußische Armee steht, sagt man, bei Luxemburg. Man flüchtet von allen Seiten; auch mein Vater und die Mönche der Abtei sind entflohen. Mein Oheim bleibt noch immer krank, und ich bin sein Wärter. „Klairant," sagte er neulich; „fliehe!" Ich lächelte: und wer sollte Ihrer pflegen? — Auch wenn er nicht krank wäre, würde ich keinen Schritt von ihm weichen. Es ist so besser; ich thue meine Pflicht.

Truppen sind nicht hier. Dumouriez steht bei La Chene, jenseits der Maas. Jedermann ist voll Erwartung, und fürchtet oder hofft, je nachdem er sich die Absichten der Nation, oder

ihrer Stellvertreter, denkt. Man zittert vor dem Verluste der Freiheit; ich lächle dazu: was kann ein ganzes Heer mir nehmen? Ruhig gehe ich unter dem Laubdache meiner Pappeln auf und nieder, denke an dich, und vergesse, daß Feinde an der Grenze sind.

„Die Gefährtin und Mutter der Freude, die Freiheit, wohnt mit mir unter meinem Laubdach *)," und kein Dekret der Nation braucht dies Gefühl in meiner Brust zu erhalten, so wenig, wie Heere es vernichten können. Ach, wenn ich so glüklich wäre, als ich frei bin; ich wollte nicht mehr klagen! — Zwar siegle ich meinen Brief, Klara; doch alle Wege sind jezt abgeschnitten. Nun, ich traue dem Glüke, und lasse ihn über Sarlouis gehen. Ich hoffe, Klara; ich hoffe! Die Entscheidung ist nahe; ich hoffe.

XXIX.

Klara an Klairant.

Deinen Zettel durch den ausgewechselten Gefangenen **) habe ich richtig bekommen; aber sonst nicht eine Zeile. Adressire nicht mehr etwas für mich

*) La liberté, compagne & mère de la joie
Sur ses sombres berceaux à l'envie se déploie.

**) Seite 126.

an das Bureau François; es hat aufgehört, seitdem Preußische Truppen hier liegen. Ach, Klairant, ich wäre hundertmal vor Unruhe und Sorge um dich gestorben, wenn wir nicht aus Villon Nachrichten erhalten hätten, die auch deiner, als des Wärters an dem Sterbebette deines Oheims, erwähnten. Mein Brief ist also richtig angekommen, Klairant. Ich danke dir, mein treuer Geliebter, daß du meine Bitte erfüllt hast und wieder nach Chatillon gegangen bist.

Jezt, da ich dich ausser Gefahr weiß, les' ich deinen Brief noch hundertmal, und dein Heldenmuth gefällt mir wohl. Jezt wollte ich, du wärest aus zehn Schlachten als Sieger zurükgekehrt. Sieh, nun trete ich muthig an den Weg, den du mit deinen Waffenbrüdern aus der Schlacht zurükkommst, jauchze dir entgegen, und bringe dir den Lorbeer für deine Stirn; sogar eine kleine, schmerzlose Wunde kann ich ertragen. Ich seze mich zu dir, wische dir das Blut ab, verbinde dich, und lasse mir dabei deine Thaten erzählen. Gott Lob! liebster Klairant, daß du wieder in Chatillon bist. Sieh, jezt danke ich dir, daß du Soldat wurdest, weil du deine Klara liebtest. Ich lese jezt meiner Freundin, unsrer Wirthin, die Stellen vor, aus denen dein Muth, deine Tapferkeit so bestimmt hervorleuchtet; und du solltest nur sehen, wie stolz ich dabei bin. Ich habe ihr noch nicht gesagt, daß du schon wieder in Chatillon bist, und lasse mich auch nichts

davon merken. Da bewundert sie denn meinen Muth und meine Standhaftigkeit. Alle die Stellen, bei denen ich sonst vor Angst bleich wurde, bei denen ich sonst zitterte, daß ich den Brief nicht halten konnte — alle die Stellen les' ich ihr jezt mit lauter, fester Stimme vor.

Aber sie darf nur einmal sagen: „wenn er nun bliebe!“ dann wird mir, ob ich dich gleich in Sicherheit weiß, doch so bange, daß ich gern die Wahrheit gestände, wenn ich mich nicht schämte. Ich halte es dann für Vermessenheit, mich so muthig zu stellen; ich bin abergläubisch furchtsam, und werde ihr am Ende noch gestehen, daß du in Sicherheit bist.

La Fayette'n, Klairant, habe ich jezt wieder ein wenig lieb, ob man ihn gleich hier noch mehr haßt, als Petion, Robespierre, Marat, und alle Andern. „Er wäre der rechte Mann,“ sagte mein Vater neulich, „unser Unglük, unsere Erniedrigung ewig zu machen.“ Ueberall höre ich seltsame Urtheile. Man läugnet nicht, man behauptet sogar, la Fayette habe den König retten wollen; und gerade das scheint den Haß gegen ihn noch stärker zu entflammen. Neulich sagte ein Emigrirter: „noch einige Marats, und wir siegen!“

La Fayette soll etwas Einnehmendes in seinem Wesen haben. Jezt kann ich ihn mir denken, mit welcher Miene er dich anhörte, mit

welchem Tone er dir antwortete. Und doch, Klairant, bin ich nicht unzufrieden damit, daß er nicht der Schuzengel unserer Liebe seyn kann. Habe auch ich noch Haß gegen ihn in meiner Seele? oder will ich unser Glük nur dir, nicht gern einem Fremden, danken? Ich weiß es nicht.

Die Beschreibung deiner kleinen Wirthschaft im Felde macht mir jezt viele Freude. Anfangs hat sie mir manche Thräne gekostet; jezt aber möchte ich um vieles nicht, daß du sie nicht geführt hättest. Nun weißt du doch, wie leicht es ist, sein Leben zu erhalten. Und brauchen wir jemals mehr? -- Ich zeichne jezt wieder: dich in der Hütte im Walde, an der Tonne, auf der du an mich schreibst. O, ich arbeite mit rechter Freude daran, und ganze Tage. Da stüzest du den Kopf mit der einen Hand, hältst in der andern mein Bild, und hast die Augen in die Wolken gerichtet; an der Hütte steht deine Flinte, die mir so viele Angst gemacht hat. Mein Lehrer findet die Zeichnung gut.

Dein Billet, Klairant, ist in einer melancholischen Stimmung geschrieben. Mir gefällt der Verdruß darin gar nicht; denn ich sehe es ihm zu deutlich an, daß nicht die Trennung von mir, sondern die Bosheiten in Paris seine Quelle sind. Lieber Klairant, habe ich einen andern Kummer, als den, daß ich nicht bei dir bin? Ich lebe nur in dir; du aber, Klairant, theilst

dich zwischen deine Geliebte und dein Vaterland: und es ist noch die Frage, wer von uns beiden deinen Blik öfter auf sich zieht! Denn, läugne es nur nicht, in das Gedränge der Ehrgeizigen, welche dir die Freiheit raubten, stössest du mich nur so von ungefähr mit hinein, um über Beide mit Einer Stimme klagen zu können. Da klagst du, daß man dir deine Geliebte verweigert, drohest, mit einem Sprunge deine Hoffnungen über das Grab hin zu retten, und nun fährst du fort — man denkt wie du nun deine Klara in den Gefilden der Ewigkeit wiedersehen wirst; nein, du fährst fort: „was ist denn die Freiheit, um die sie streiten?“ Sollte man nicht glauben, daß du den Sprung eigentlich der Freiheit wegen wagen willst, und daß du mich nur so mitnimmst, weil man sich gern doppelt versorgt? — Dann size ich da wieder am Throne eines Bassa. Was hab' ich denn mit der Freiheit zu schaffen! und immer nur als die zweite Figur im Gemälde! Ich will mehr seyn, als das.

Das Ende hat mir gefallen, lieber Klairant. O, ich weiß sogleich, was für mich ist. Mein Herz schlägt dann so sanft, wenn ich lese, und mein Auge lächelt mit solchen lieblichen Empfindungen in den Thränen, die das Entzüken hervordrängt. — Da bin ich es einmal ganz, und allein; das versteh' ich. Ich begegne dir, wie eine Patriarchentochter, an einem Brunnen, den zwei Linden beschatten, führe dich von da in

meines Vaters Hütte, werde deine Gattin, und wir wohnen unter dem Laubdache schöner Bäume, ein Paar glükliche Menschen. Sieh, da hast du an mich allein gedacht, Klairant. Ja, wie glüklich wollt' ich seyn, wenn wir so gelebt hätten, oder, besser, noch so leben könnten! Diese Vorstellung hast du aus meiner Seele gestohlen.

Ach, ich überlasse mich so gern dem Zuge dieser reizenden unschuldigen Vorstellungen, mag mir so gern einbilden, daß es so sei; aber der fürchterliche Anblik des Krieges, der sich täglich stärker vor meine Blike drängt, wekt mich immer aus diesen Träumen. Ich stand am Fenster, als die ersten Preußischen Regimenter über den Rhein kamen. Das ganze jenseitige Ufer war mit Menschen und Pferden bedekt. Die blizenden Waffen, das Lärmen der Musik, das Trommeln, und die furchtbare, lautlose Ordnung der Regimenter wirkten mächtig auf mein Herz. Als sie einmarschirten, bewunderte unsere Herren den militärischen Geist der Preußen. Mir schien es furchtbar und schreklich, dieses starre Leben, diese einförmige Bewegung der großen Maschine. — So kamen nach und nach die viele Tausende von Preußen über den Rhein, und bezogen nicht weit von der Stadt ein Lager.

Wir haben es besehen, Klairant. Der Anblik ist herrlich: die langen Reihen von Zelten, und

dazwischen, dahinter, davor, das bunte Gewimmel der Menschen in den seltsamsten Gruppen und Stellungen. Wahrlich, ich beneidete die Männer um dieses Leben der Natur. Freilich, wenn ich meine Blike wieder ganz vorn hinwarf, und die Menge von tödtlichen Waffen, von aufgepflanzten Kanonen sah: dann vergieng die Freude, welche der Anblik dieser wandelnden Stadt mir machte. Und dieses Heer zieht nach Frankreich, gegen meine Mitbürger, gegen Klairant! — Es ist Musterung gewesen. Ich sollte mit hinfahren, und schlug es aus. Nachher bereuete ich es doch; denn mein Vater und mein Bruder konnten nicht aufhören, von der Schönheit dieser Truppen zu reden, welche sogar die besten Französischen übertreffen sollen. Indeß so sehr man auch mit den Truppen zufrieden ist, so ist man es doch nicht ganz mit ihren Officieren. Es herrscht, sagt mir meine Mutter, zwischen ihnen und unsern Herren eine Kälte, die, bei der jezigen genauen Verbindung zwischen beiden, unerklärbar ist. Ich habe nur Einen Preußischen Officier einige Stunden bei dem hiesigen Gouverneur, General W**, wo wir zu Mittage aßen, gesehen. Ein artiger Mann, der sehr zurükhaltend, still, nicht vorlaut war. Man macht ihnen allen das zum Vorwurf, und schreibt es einer Nationalträgheit oder dem Phlegma zu. Ich kann nicht darüber urtheilen. Den, welchen ich sah, kleidete es wie Bescheidenheit;

doch diese Tugend ist unsern jungen Herren abscheulich *).

Mein Vater hat Erlaubniß bekommen, in Koblenz wohnen zu bleiben; die meisten andren Familien haben die Stadt verlassen. Ich sehe das nicht ungern, lieber Klairant. Mein Vater stand in Verbinduugen, die sehr kostbar waren, für unsern Zustand vielleicht zu kostbar. Man wollte aus falscher Scham nicht gestehen, daß man arm geworden, und daß man für die Zukunft besorgt sei. So haben sich hier schon viele Familien zu Grunde gerichtet. Die Gräfin B*** machte Anfangs einen übermässigen Aufwand, und jezt lebt sie mit ihrer Familie von dem Verkauf ihrer Kleider. So geht es den Meisten. Jeder fängt an die Last eines mehrjährigen Lebens in der Fremde zu fühlen, und zumal hier, wo es so theuer ist, wie selbst nicht in Paris, ohne daß man, wie dort, den Vortheil hat, sich mit Ehren zurükziehen zu können *). Alles wohnt in dem Kreise einer halben Stunde beisammen, und jeder bewacht den andern. Eine Schüssel, ein Ring, ein Domestik weniger; und die ganze Stadt weiß es. Daher geht der Auf-

*) Mais cette vertu est la bête d'aversion des nos muscadins.

**) l'avantage d'une rétraite honorable.

wand fort, bis eine ganze Familie auf einmal in den Abgrund der Armuth versunken ist.

Du kannst leicht denken, mit welcher Liebe und welchem Zutrauen man die braven Truppen betrachtet, die das gefährliche Spiel gewinnen sollen. O, Klairant, ich zittre, wenn ich nur einmal ganz von weitem denke, daß es mißlingen könnte; und, nach deinen Briefen scheinst du das nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich zu halten. Klairant, was würde selbst aus uns werden, wenn es mißlänge! Ach, ich fürchte, auch wir haben unsre Hoffnungen mit auf das Kartenblatt gesezt, auf dem die Hoffnung aller Emigrirten steht!

Ich mag mich an nichts erinnern, mag nichts zusammen reimen, gehe den Gedanken an den Zustand meiner Eltern aus dem Wege, wenn sie sich mir aufdrängen; denn ich zittre dabei vor Angst. Neulich trat ich durch die Schlafstube von hinten leise in das Kabinet, das an unser Zimmer stößt. Ich sezte mich, und zeichnete ein wenig. Ein halblautes Gespräch meiner Eltern machte mich aufmerksam. Nein, nimmermehr! sagte mein Vater in ausserordentlicher Bewegung; lieber will ich . . . — Meine Mutter fiel ein: „nun denn; ich kannte deine Delikatesse. Es ist geschehen; er ist verkauft!“ — Wie? verkauft? ist es möglich? — „Sind nicht,“ sagte meine Mutter (erinnere dich ihrer rührenden Stimme,

wenn sie einem etwas Angenehmes sagen will) — „sind mir nicht diese beiden Thränen der Dankbarkeit in den Augen meines geliebten Mannes mehr werth, als alle Steine der Welt? Soll ich nicht lieber wollen, daß mein Sohn glüklich lebt, als einen unnüzen Schmuk alle Jahr einmal tragen?“ — O Gott! rief mein Vater. Ich blikte, weil ich ein Geräusch hörte, durch die halboffne Thür. Mein Vater sank vor meiner Mutter auf die Kniee, und sie in seine Arme. Der Anblik war zu heilig. Mein ehrwürdiger Vater auf den Knieen! das konnte ich nicht sehen. Ich eilte zum Kabinet hinaus, durch das Schlafzimmer, und verbarg mich in einen Winkel des Gartenhauses. Seit diesem Augenblike bin ich nun so sparsam, so vorsichtig! Ich gebrauche tausend kleine Kunstgriffe, um ein leinenes oder baumwollenes Kleid den ganzen Tag über anzubehalten, weil ich die seidenen schonen will. Meine Mutter betrachte ich seitdem mit noch grössérer Ehrfurcht. Sie verkauft heimlich ihren Schmuk, um ihrem Manne eine bittere Stunde zu ersparen. Klairant, welche Eltern hab' ich! O, wie unaussprechlich glüklich würde ich seyn, wenn mein Vater mir und dir erlaubte, für ihn zu arbeiten! Wie gern wollt' ich, um ihn zu ernähren, mir den Schlaf entziehen, wie gern Tagelang selbst deinen Anblik! Wie glüklich könnt' ich seyn, wenn mein Vater wüßte, was Liebe ist!

Ach, Klairant, das weiß er nicht. Seltsam! er ist ein gütiger Herr, ein Mann von Ehre, ein sanfter, mitleidiger Vater, ein zärtlicher Gatte, ein treuer Freund, ein guter Unterthan, ein anständiger Gesellschafter; aber — wie soll ich mich ausdrüken? — alles nur in gewisser Rüksicht. Die Ehre, das Verhältniß seines Standes, gilt ihm für einen Grundsaz. Er ist alles, was man von ihm verlangen kann; nur kein Mensch. Oft, wenn man ihn handeln sieht, sollte man glauben, sein Herz sei von Empfindung ergriffen. Er unterstüzt einen Armen mit Thätigkeit, mit zuvorkommender Feinheit; er hört das langweiligste, ja, das ekelhafteste Detail von einem Unglüklichen an, tröstet ihn, und hilft ihm mit Rath, mit Geld, mit seinem Ansehen. Man denkt, er wird, wenn der Arme weggeht, nicht aufhören davon zu reden; aber nein: nicht Mitleiden hat ihm die Hülfe abgelokt; sein Herz ist kalt geblieben. „Ich war es meinem Stande schuldig, ihm zu helfen!“ sagt er ganz kalt. Ach, wenn ich diese Seite an dem Charakter meines Vaters bedenke, so gebe ich alle Hofnung auf, daß er je in unsere Verbindung einwilligen wird. Ich schwärme mit meiner Einbildungskraft in der ganzen Natur umher, suche die seltsamsten Begebenheiten auf, reihe sie zusammen, und frage mich: ob nicht Eine meinen Vater vermögen könnte, dir meine Hand zu geben. Doch ich finde keine. Rette meinem Bruder,

rette mir, rette ihm selbst das Leben: er theilt sein Vermögen mit dir, verwendet seinen ganzen Einfluß für dich; er wird nie glauben, dankbar genug gewesen zu seyn: aber die Hand seiner Tochter? Unmöglich! — Höre ein Gespräch zwischen ihm und dem Parlamentsrathe, seinem Freunde, über die Aufhebung der Nonnenklöster. Ich saß, als es gehalten wurde, im Kabinet, und wurde nicht bemerkt.

„Sezen Sie den Fall,“ sagte mein Vater, „ich hätte eine Tochter, deren Hand niemand verlangte?“

Niemand? Sie sezen da einen sonderbaren Fall, Herr Vicomte. Ein Mädchen wird immer einen Mann finden, dem sie, und der ihr gefällt, wenn nur die Eltern nicht zu viel verlangen.

„Ich verlange nichts, als einen ehrlichen Mann von meinem Stande. Und wenn sich der nicht findet?“

Nun so findet sich ein Mann, dessen Bedienung . . .

„Nein; die Bedienung würde meine Enkel nicht adeln. Für diesen Fall, sage ich, sind Klöster nöthig.“

Und Sie wollten Ihre Tochter lieber in ein freudenloses Kloster vergraben, als . . .

„Was kann ich machen? Bin ich allmächtig? Ich sorge für sie, wie ein Mann von Ehre.“

Und wenn Ihre Tochter liebte; wenn Sie voraussehen könnten, daß sie unglüklich seyn würde . . .

„Kann ich es ändern? Ich sehe, daß meine Tochter krank ist, und gebrauche die gehörigen Mittel, bezahle den Arzt. Wird sie dadurch nicht geheilt, so ist es ein Unglük, aber nicht meine Schuld.“

Sonderbar! Sie können ja Ihre Tochter dem Manne geben, den sie liebt.

„Ich sage Ihnen: nein; das kann ich nicht, Es ist mir eben so unmöglich, als sie vom Tode zu retten, wenn die Krankheit ihren Körper zerstört hat. Ich würde ihr Unglük bedauern; aber sie müßte den Schleier nehmen, wenn nicht ein Mann von meinem Range sich um ihre Hand bewürbe. Einen dritten Fall giebt es nicht.“

So wurde das Gespräch eine Zeitlang fortgesezt. Meine Mutter, die meine Liebe im Sinne zu haben schien, mischte sich hinein; aber es half nichts. Mein Vater blieb ganz kalt und fest bei der Versicherung, daß er nie seine Einwilligung zu meinem Glüke geben würde. Sieh, Klairant, das sind unsre Hoffnungen! Das Gespräch machte mich zwar traurig; aber doch behielt eine bittere Empfindung in meiner Seele die Oberhand. Nun denn, sagte ich leise vor mir: wenn Ihre Tochter Ihnen nicht mehr ist, so mag sie noch weniger seyn! Ich will aufhören Ihren Namen

zu führen, und nie mehr soll der Name du Plessis über meine Lippen kommen. Wenn Jemand mich fragt; wer war dein Vater? so will ich antworten: ich habe nie einen gehabt. Oder ich will sagen: er war ein ganz geringer Mann in Frankreich, ein Hirt, ein Tagelöhner. Ich will aufhören meines Vaters Tochter zu seyn, damit ich nicht länger unglüklich zu seyn brauche. Ja, ich rechne mit meinem Vater ab. Ich will ihm den Namen zurükgeben, der ihn so stolz macht, und an den mein Unglük gebunden ist. Klairant, von jezt an bin ich ganz dein. Meiner Mutter eine Thräne des Abschiedes, so bald du kommst; und dann eile ich ohne Unruhe in deine Arme. Jezt muß selbst das zarteste Gewissen meine Vertheidigung übernehmen, und sagen: sie that recht! Unsere Rechnung ist abgethan, so bald ich seinen Namen nicht mehr habe; und so unterschreibe ich mich zum erstenmal, und nun mein ganzes Leben hindurch, Klara Klairant.

XXX.

Klara an Klairant.

Ich habe deinen lezten Brief, Klairant, und danke dir für die unbeschreibliche Ruhe, die jezt meine ganze Seele füllt. Ja, mein Herz hat sich in deinem Briefe wiedergefunden. O, wie kannst du mir sagen, ich soll das nicht für Wahn,

für einen Traum halten, was so lebendig in mir ist! Ich fühle es, wie mich selbst, daß wir zu diesem Glüke, zu keinem anderen, geboren sind. Und eben dieses Gefühl, diese Liebe zur Natur, zur Einsamkeit, zu einem Leben voll der harmlosesten Unschuld, voll des einfachsten Glükes; dieses Herz, das so empfindlich für Anderer Freude und Leiden ist: das, Klairant, macht unsre Liebe so unüberwindlich. Mein Vater hätte sie längst besiegt, wenn sie etwas anderes, als Unschuld, als Tugend, wäre.

Diesen Brief von dir les' ich am öftesten. Ja, Klairant, es ist wahr: unaufhörlich schaff' ich in den Lahnthälern, die ich so liebe, ein Paradies für dich und mich. Und dabei fühl' ich, daß wir, bei unsren Herzen, nie ganz unglüklich werden können. Ich bin oft so ruhig, ja, wenn ich deine Briefe lese, oft so fröhlich! Die Entscheidung ist nahe, Klairant? Ist sie das, ist sie das? Mein Herz würde jauchzen, so entschlossen ich auch bin, unser Glük geduldig abzuwarten. Ich bin dein, Klairant. Frag mich nicht; handle. W a s du auch von mir verlangst, w a n n und w i e du es verlangst — ich bin dein!

Longwy ist über. Klairant, die Angst meiner Mutter zeigt mir, was ich gelitten hätte, wenn du Soldat geblieben wärest. Kommt ein Brief, so wird meine Mutter bleich. Sie will eine Frage thun, und die Worte ersterben ihr auf

den Lippen. Da steht sie, und betrachtet meinen Vater, während er liest, mit Bliken, die sich nicht beschreiben lassen, in denen Furcht und Verzweiflung mit der Hoffnung ringen. Kommt ein Brief von meinem Bruder selbst, so lacht der Himmel in ihren Augen. Sie zittert vor Freude, wenn sie hört, daß er gesund ist.

Du glaubst nicht, welch eine Scene das war, als er zur Armee abgieng. Meine Mutter hielt ihn lange in ihren Armen, und benezte ihn mit heissen Thränen. Endlich sagte sie, was ihr Herz ihr gewiß nicht eingab: „sei brav, mein Sohn!“ Und in diesem Augenblike schien ihre Empfin..ng die einmal geöffneten Lippen zu überwältigen; sie schrie laut auf, und bat den Himmel um Erbarmen. Meines Vaters gerunzelte Stirn schien sie zu sich selbst zu bringen. „Leb wohl!“ sagte sie. „Ach denke, mein Sohn, daß du eine Mutter hast!“ Sie gieng; aber nach einigen Augenbliken war sie wieder da: sie hatte ihm noch immer etwas zu sagen, um ihn nur noch einmal küssen zu können. Als er endlich gehen wollte, umarmte sie mich, und drükte mich so seltsam, so heftig an sich, als ob sie sich zu betäuben suchte. Mein Vater umfaßte meinen Bruder, und sagte ihm: deine Ehre hat dich aufgefordert, Soldat zu werden; so wie sie dich nun auffordert, ein Mann zu seyn und dein Leben nicht zu achten. Mein Bruder schien für seine Lage keine Empfindung zu haben und die

ganze Scene gern abbrechen zu wollen. Er flog in vollem Gallop dahin; aber gewiß hat er empfunden, was er uns Allen ist. Noch den Abend vorher fand ich ihn in einem Lehnstuhle sizen, und es rollten helle Thränen aus seinen Augen, die er mit den Fingern bedekte.

Bruder, sagte ich, laß unsre Mutter die Thränen nicht sehen! — „O," erwiederte er, „mag die ganze Welt sie sehen! Ich schäme mich nicht ein Mensch zu seyn." Was ich dabei gelitten habe, kannst du leicht denken. — Wir haben Briefe von ihm aus Longwy. Er ist gesund. Wie es zugeht, weiß ich nicht; aber — ich nehme keinen Theil mehr an der allgemeinen Freude, welche der glükliche Anfang des Feldzuges hier verursacht. Sie ist unbeschreiblich. Am meisten wundern mich die ungeheuren Plane zu Aufwand und Verschwendung, die man sogleich wieder machte. Mein Vater meint, die lange Verbannung müsse den größten Theil der Emigrirten gebessert haben; ich glaube das aber nicht: die Verbannung ist ihnen nichts als eine Zeit der Entbehrung, die sie durch desto stärkeren Genuß wieder einbringen wollen. Als die Nachricht kam, daß Longwy eingenommen wäre — wir waren gerade in einer grossen Gesellschaft, als die Tochter des Marschalls von V** einen Brief durch eine Stafette erhielt. Man sah, daß sie etwas Angenehmes las, und drängte sich um sie her. „Ha!" rief sie mit einem unbeschreiblichen Entzüken, und

umarmte die Marquise von C**: „Ha! es ist richtig! — Freuen Sie Sich! wir sehen wieder die Oper!" Nun erhob sich ein Händeklatschen, ein lautes Freudengeschrei, unter dem man nun die Wörter: „Oper, Theater, Ball, Boulevard," verstehen konnte. Und fast Alle haben sie Verwandten, die in Gefängnissen sizen, und auch Verwandte bei der Armee, die geblieben seyn konnten. „Die Festung ist ohne Blutvergießen übergegangen," las man weiter. — Gott Lob! seufzten ein Paar Mütter, die doch menschlich genug waren, ihre Söhne nicht über Paris zu vergessen, das hier bei den Meisten alle andern Gedanken und Empfindungen verschlingt.

Nein, Klairant, ich konnte keinen Theil an dieser Freude nehmen, und blieb bei der Nachricht kalt. Ist man doch kalt und ungerührt bei meinem Zustande. Niemand . . . — Doch meine Mutter will ich ausnehmen. Gestern sah sie, daß ich mir Papier und Feder holte, und fragte: an wen ich schreiben wollte. Ich nannte du Plessis. Sie lächelte, und sagte: „es wird ihm lieb seyn, seine alten Freunde wiederzusehen, besonders den Freund seiner Jugend. — Grüsse ihn von mir!" sezte sie zweideutig hinzu. Ich küßte ihr die Hand. „O mein Kind," fuhr sie fort; „ich konnte dein Schiksal nicht bestimmen. Grüße ihn!" — Du Plessis, oder den Freund seiner Jugend? Ihre Miene war, als ob sie sich freuete, daß ihr „Grüße ihn!" auf Beide gehen konnte. Es kann

nicht lange mehr dauren, meint man, so wird man in Paris seyn. Die B** haben, ich glaube für das lezte Silberzeug, das sie hatten, einen prächtigen Wagen gekauft, um ihren Einzug in Frankreich recht stattlich halten zu können. In Longwy soll die Freude des Volkes über die Wiederherstellung der Ordnung unbeschreiblich gros gewesen seyn. Wohin es nun geht, weiß noch Niemand; man meint aber, gerade nach Paris.

Klairant, darf ich noch die einzige furchtsame Bitte thun, dich der Gefahr zu entziehen, in die du gerathen könntest? Vielleicht bist du schon fort; vielleicht ist die Angst vergeblich, die ich noch so lange haben werde, bis ich Briefe von dir bekomme. Lieber Klairant, ich wüßte wohl einen Ort, wo du Sicherheit und Glük finden könntest: das Herz deiner Klara. Ich zittre für dich; denn du kannst nicht schweigen. Laß sie doch ihre weit ausgedehnten Ansprüche, selbst ihre ungerechten Forderungen geltend machen; was geht es uns an? Laß sie alle Vorrechte, alle Gewalt wieder an sich reissen! So lange sie die Kunst nicht verstehen, uns unsere Liebe zu nehmen, so lange können sie nicht ungerecht gegen uns seyn. Ich bitte dich, Klairant, geh' ihnen aus dem Wege, und schweig.

XXXI.

Klairant an Klaren.

Um mich her tobt der Krieg, und ich sitze noch immer an dem Krankenbette meines Oheims. Ich danke Gott für die Stimmung meiner Seele; denn sei es, wie es sei — es ist doch mein Vaterland. Chatillon steht leer; in Pillon und Mangienne sind nur noch Weiber, Kinder und Kreise: die jungen Leute liegen in den Wäldern. Als sich die ersten Truppen sehen liessen — ich hatte bestellt, daß es meinem kranken Oheim verschwiegen werden sollte — trat eine alte Frau, die einzige auf der Abtei, mit todtenbleichem Gesichte, mit großen, vor Angst starren Augen, und mit bebenden Knieen in das Zimmer. Ich gieng hinaus. Der Hof war voll Husaren. „Meine Herren," sagte ich Deutsch; „ich ersuche Sie, so menschlich zu seyn, hier auf dem Hofe wo möglich das Lärmen zu vermeiden. Mein Oheim, der Prior dieser Abtei, liegt auf den Tod krank. Alles was zu Ihrer Bequemlichkeit dienen kann, nehmen Sie Sich. Dort, das grosse Haus an der Chaussee, ist das meinige; seyn Sie so gütig, dem den Vorzug zu gönnen. Sie werden niemanden finden; die Furcht hat Alle verjagt." — Die alte Frau stand hinter mir. Ich gab ihr den Schlüssel zu unserm Hause, und sagte: „meine Mutter ist auf der Abtei. Schließe sie den

Herren auf. Ich werde selbst zu Ihnen kommen, so bald ich nicht mehr bei meinem kranken Oheim nöthig bin." So wurde ich mit ihnen fertig, und es gieng alles recht gut. Die Hauptarmee bezog den Tag nachher ein Lager bei Pillon. Meine Mutter hatte auf mein Zureden ihr Haus wieder bezogen. Ich saß ruhig bei meinem Oheim, und gieng ab und zu. Es fielen weiter keine Unordnungen vor, als die im Kriege unvermeidlich sind. Ich mußte sogar einige Officier in der Kirche der Abtei umher führen. Man besah die Bibliothek, schwazte über unsre Konstitution, die nicht mehr existirt, und schalt auf die Emigrirten. Ich schwieg zu allem. So gieng der Tag hin. Am folgenden Morgen kam denn endlich dein Bruder du Plessis, und mit ihm ein Schwarm von Ausgewanderten. Meine Mutter rief mich. Ich eilte ihm entgegen, verbeugte mich gegen ihn, weil man ihn umringt hatte, und fieng an: Herr du Plessis . . .

„Nicht so, Klairant; nicht so!" sagte er, und schlang seine Arme um mich. „Meine Herren, dies ist der Freund meiner Jugend. Und soll ich Ihnen noch mehr sagen? Er hat einen großen Theil meines Vermögens gerettet." Sie traten mit mir ein. Ich fragte, ob er in Pillon gewesen wäre. Er schüttelte den Kopf, und flisterte mir zu: „wenn alles gut geht, so seh' ich es noch oft genug; und geht es anders, dann

hab' ich es schon zu viel gesehen." Ich brachte den lezten Wein, den ich noch hatte, und sie tranken darin auch deine Gesundheit, Klara. Du Plessis gieng einen Augenblik zu meinem Oheim. Dann war er ein halbes Stündchen mit mir allein im Klostergarten. Wir vergossen Beide Thränen. Ich befragte ihn auf sein Gewissen über seine Hoffnungen. „So, so!" antwortete er; „ich fürchte, man hat zu sehr auf d.. Linientruppen gerechnet! Hoffnungen, Freund, sind das Glük des menschlichen Herzens; aber bei wichtigen Dingen sollte man thun, als ob es keine in der Welt gäbe. Sie machen verwegen, und dann, wenn sie unerfüllt bleiben, mißtrauisch. Ich kenne Dümouriez nicht; aber man sollte doch auf Einen Menschen nie alle seine Hoffnungen sezen." Dann sprachen wir von dir, liebe Klara. Er schloß mich herzlich in seine Arme, und sagte mit Innigkeit: „wenn mein Schiksal mich auch weiter nichts gelehrt hätte, so habe ich doch gelernt, daß Freundschaft mehr ist, mehr thut und giebt, als Politik. Ich ehre eure Liebe; denn Klara war vielleicht die Einzige in Koblenz, die das allgemeine Unglük unsres Standes mit Gleichgültigkeit ertrug. Selbst die Thränen, die sie um dich weinte, waren ihr süsser, als uns die süssesten Hoffnungen. „Wenn" — sezte er gerührt hinzu — „wenn mein Schiksal mit mir versöhnt ist, dann, Klairant, soll dein und meiner Schwester Glük meine erste Handlung seyn."

Du kannst leicht denken, Klara, wie mich das rührte.

Er gieng mit mir auf mein Zimmer. Als er deine Möblen bemerkte, lächelte er mir zu, und sagte: „jezt weiß ich, was dich so an Chatillon fesselt.“ Ich sah ihn ungern von mir Abschied nehmen; ja, ich habe ihn schon einmal im Lager aufgesucht, so wenig es mir auch unter den Menschen gefällt, die mit Entzüken von dem Verderben ihres Vaterlandes reden. Man belagert Verdun; und auch das wird übergehen, meint dein Bruder. Ich hatte eine sehr ernsthafte Unterredung mit ihm, die denn freilich, wie alle Unterredungen der Art, uns erhizte, ohne etwas zu helfen. Ob ich ihn gleich mit dem Geiste der Nation bekannt gemacht habe, so nährt er doch noch immer seine Hoffnungen; er will sie nicht aufgeben, und erbittert sich gegen den Freund, der ihn gern von dem Abgrunde wegreissen möchte, dem er so nahe ist.

Dieser Feldzug kostet dir und deinen Eltern? fragte ich — „Viel, sehr viel!“ antwortete er. — O, Plessis! ihr solltet nicht die lezten Trümmer eures Glükes an unmögliche Hoffnungen verschwenden. Wie? wenn nun dieser Feldzug mißlänge — und du selbst läugnest doch die Möglichkeit nicht — wie . . . ? — „Dann,“ sagte er bitter und spottend, „dann sezen wir unsere Hoffnung auf dich.“ — O, rief ich,

und schlug gerührt die Hände zusammen — o, bei Gott, diese Hoffnung würde euch nicht betriegen! Plessis, Plessis, ich würde mein Leben mit dir theilen. — „So weit,“ erwiederte er kalt und fremd — „so weit sind wir noch nicht!“

Sieh, Klara, so ist es, so ist es selbst mit deinem Bruder! Er verstand mich nicht; er verwarf das Herz, das ihm entgegen kam, mit allem Stolze seines Ranges. Auch in seinem Herzen liegt dieser Stolz verborgen, vielleicht ihm selbst unbewußt. Die leichteste Berührung macht ihn lebendig. Und wie? frag' ich nun — wie, wenn wir ihm alle unsre Hoffnungen anvertrauet hätten, und sein Stolz auch dann erwachte? Nein, Klara, wir dürfen nichts hoffen, als von uns selbst Und sag mir nur, wie hast du es angefangen, mich so zu lieben? so! Denn welch ein Unterschied zwischen deinem Bruder und dir! Er sagt, wenn ich bei ihm bin, zu jedem: dies ist der Freund meiner Jugend. Aber in dem Tone der Worte, in seinem Blike dabei, liegt, ich weiß nicht was. „Sieh, das thu' ich für dich!“ höre und lese ich darin. Ich soll empfinden, wie groß er handelt, daß er mich erkennt. Wie ganz anders, Klara, wenn du mich hier in einer Gesellschaft erblikteſt, würdest du ausrufen: mein Klairant! mein Geliebter! Es kostete dir Ueberwindung, das nicht zu sa-

gen. Nein, Klara, dein Bruder versteht mich nicht, wie das ja meistens bei den Menschen der Fall ist.

Verdün ist eingenommen, und die Armee über die Maas gegangen. Ich habe deinem Bruder Lebewohl gesagt. Er hofft, noch länger in dieser Gegend zu bleiben; denn das Corps, bei dem er steht, soll, glaubt er, den Paß bei Biesme beobachten. Die Hauptarmee wird über Bar le Dúc vorrüken. Meinen Oheim habe ich, so krank er auch ist, nach Pillon bringen lassen, wo auch ich mich jezt aufhalte. Man hatte die Kirche der Abtei zu einem Heumagazine gemacht. Durch Unvorsichtigkeit entstand Feuer, und die Kirche brannte ab. Die Abtei ist zwar gerettet; aber meinem Oheim kann der Schreken das Leben kosten. Es waren Hessische und Oestreichische Truppen, die hier lagen. Ich bin ruhig, Klara, so viele Mühe es mir auch kostet. Ist Ihnen etwas begegnet? fragte mich ein Offizier, als ich meinen Oheim von der Abtei heruntertragen ließ. Eine Kleinigkeit, antwortete ich lächelnd: die Feuersbrunst wird einem alten guten Manne wahrscheinlich das Leben kosten! Der Offizier war so gefällig, mir einen Wagen anzubieten, daß ich meinen Oheim darin transportiren könnte. Nun wohne ich hier in Pillon.

Auch deine arme Madame Drouet ist in grosser Gefahr gewesen; indeß ist sie glüklich gerettet.

Eines Morgens ganz früh kommen Husaren nach St. Michel, um ihren Mann abzuholen. Er ist nicht da. Man will es nicht glauben, und drohet. Madame Drouet hält sich und ihre Töchter für verloren. Sie verläßt ganz ohne Besinnung das Zimmer, und stürzt sich in den Brunnen auf ihrem Hofe. Man hat sie gerettet, und es soll sich wieder mit ihr bessern. — Ach, die im Kriege unvermeidlichen Grausamkeiten machen ihn zu einem entsezlichen Ungeheuer. Wehe dem Menschen, der diese Grausamkeiten noch durch ein hartes Wort vermehren kann! Und nun dieser Krieg, den nicht Ehr-, nicht Eroberungssucht, den die Rachbegierde führt! Oft lege ich mitten in einem Geschäfte die Hand an die Stirn, und frage mich selbst, ob ich wache, ob ich unter Menschen bin. Die jüngste Tochter der Madame Drouet war hier. Wenn sie den Unfall ihrer Mutter erzählte, wurde sie noch jedesmal bleich, wie ein Todter. „Und mein Vater war wahrhaftig nicht im Hause!“ so schwor sie mit eben so vielem Eifer, als ob sie noch von den Husaren umringt wäre. — Ich höre das an, lächle, als ob es mich nicht angienge, und antworte keine Sylbe; aber meine Brust ist voll Schmerz, so voll, daß sie zerspringen möchte. Was sind doch alle menschlichen Hoffnungen!

Die Armee steht in Grandpré. Alle Dörfer sind beinahe leer, wenigstens die über der Maas.

Die Wälder sind voll bewaffneter Landleute. Man hofft nur auf etwas Entscheidendes, um von allen Seiten loszubrechen.

Ich habe du Plessis einige Lebensmittel gebracht, woran es ganz fehlt. Einige Flaschen Wein waren ihm am willkommensten. Er begleitete mich nach Romagne, wo ich wegen des abscheulichen Wetters und Weges bleiben mußte. Ich bat ihn, mit nach Pillon zu gehen; er schlug es ab. So zieht jeden sein Schiksal! — Da stehen sie, Dumouriez und die feindlichen Armeen, an den Felsen und an den Bergen von Grandprē, wie feindliche Geister. Sie verlangen den Sieg, um Frankreich verderben zu können. Wer wird ihn davon tragen? — Ich danke dem Himmel, daß ich nicht mehr in Chatillon bin. Auch meine Mutter ist wieder hierher geflohen; mein Vater läßt nichts von sich hören. Es gehen unzählige Wagen durch Chatillon zur Armee. Alles flieht nach Clermont in die Wälder. — Ist es doch, als wollte der Himmel Frankreich mit einer Wasserfluth verderben, ehe die höllische Rotte in Paris, oder der Feind es thut.

Dumouriez ist geschlagen, Grandprē genommen. Ich habe einen Zettel von deinem Bruder, und einen Brief an deinen Vater. Er nennt Dumouriez einen Verräther, und verwünscht sein

Dasein. Ich habe ihm Lebensmittel geschikt. Er ist gesund, schreibt er mir. Ein halbes Wunder; denn zwei Drittel der Armee sind krank: so höre ich von Bauern, die entflohen waren und zurükgekommen sind. Dümouriezs Armee verstärkt sich mit jeder Stunde. Er zieht sich gegen Chalons. Einige sagen auch: er marschire nach Flandern, um dort einen Einfall zu thun. Alles ist bestürzt über das Vorrüken der Feinde. Auch Thionville, Lille und Landau sollen genommen seyn. Eine Nachricht widerspricht der andern. — Alles verwünscht die Emigrirten. Das Mitleiden mit ihrem Schiksale, das sich hin und wieder zu regen anfieng, verwandelt sich in glühenden Haß. O, Klara, oft ist es mir, als sähe ich den Allmächtigen, wie er die Welt in Trümmer schlägt. Mein armes Vaterland! Ach, Klara, soll ich gelassen zusehen, wie der Feind — Entsezlich!

Ich gehe umher wie ein Blödsinniger; ich lächle, wenn ich von der Uebergabe unserer ersten Festungen höre, wie ein Rasender. Ach, es ist mein Vaterland! Und da les' ich nnn den Zettel deines Bruders. Auch er klagt über sein unglükliches Schiksal. Sind wir denn Alle unglüklich? oder ist in der entsezlichen Zerrüttung aller Dinge die Erfüllung heisser Wünsche kein Glük mehr? —

Ich schließe unter dem Donner der Kanonen, der mit dem Geplätscher des schreklichen Regens

und mit meinen Empfindungen eine so entsezliche Harmonie macht, daß ich — daß ich —

Leb' wohl, Klara! Weine über den Fall deines Vaterlandes! — Mitten in meinem Schmerze fühle ich dennoch, wie sehr ich dich liebe! Klara, warum leben wir Beide zu einer Zeit, da ich, auch an deinem Herzen, ganz dein, ganz glüklich, dennoch seufzen müßte! Ach, daß ich meine Arme mitten unter den Trümmern meines Vaterlandes nach dir ausstreken muß! Leb wohl!

XXXII.

Klairant an Klaren.

Klara, unser Schiksal ist entschieden. Man hat den König in ein Gefängniß geworfen und seinen Tod beschlossen. Die Tugend ist im Kerker, die Vaterlandsliebe gilt für ein Verbrechen. Das Glük, das sonst die Rachbegierde mildert und selbst die rasendste Wuth besänftigt, hat sie noch stärker entflammt, und treibt die Abscheulichen in Paris zu Gräueln, welche die Menschheit empören.

Die feindliche Armee zieht sich, von Noth entkräftet, auf allen Seiten zurük. Die Kanonade bei Valmy hat entschieden, und Verdun ist schon wieder in den Händen der wilden Republikaner.

Seit drei Tagen steht die Armee der Deutschen in unserem Walde längs der Chaussee. Der unaufhörliche Regen hat das ganze Feld zu einem See gemacht, in welchem die Wagen und die Kanonen, mit ihren elenden Pferden, fast schwimmen. Die armen Menschen sind ohne Zelte, ohne Lebensmittel, dem Zorne des Himmels ausgesezt, der noch immer mit Regengüssen das unglükliche Land überschwemmt, welches bald ein Schauplaz der Zerstörung, und wahrscheinlich des blutigsten Bürgerkrieges seyn wird. O, Klara, du solltest jezt die Menschen sehen, die mit so grossen Hoffnungen einem sichern Siege entgegen zu gehen glaubten! An meinem innigen Mitleiden fühle ich, daß ich dennoch mehr Mensch, als Franzose bin.

Auch deinen Bruder habe ich gesehen, Klara. Ach, möge ich es nie wieder erleben, einen Menschen in meine Arme zu drüken, der alles, alles, auch die fernste Hoffnung, auch den Muth zur Hoffnung, verloren hat! Ich liebe ihn; und er ist Klarans Bruder. — Nun bin ich doch wohl so elend, als ein Mensch nur werden kann. Mein Vater erschossen, mein Oheim am Rande des Grabes, meine Mutter von den wiederholten Schreken krank, um mich her zehn Hospitäler, in denen Tausende hülflos jammern, und dort in Paris eine Rotte, die sich verschworen hat, ihr Glük zum Sturze meines Vaterlandes zu

nüzen. O, soll mich noch mehr Unglük treffen, so gebe mein Schiksal es mir in dieser Minute! Bei meinem Schmerze könnte ich die Noth der ganzen Erde tragen, ohne sie stärker zu fühlen.

Sieh, Klara, und wenn ich nun die Hände aufhebe — der Himmel bleibt meinen Bitten verschlossen. So verschwinden alle Hoffnungen; so reißt Ein Faden des Glükes nach dem andern! Es ist, als wollte der Himmel alle meine Gedanken, Wünsche und Begierden nur auf dich richten; als sollte alles Andre für mich aufhören, damit du mir Alles seyst. Was du für mein Herz schon bist, das sollst du allen Kräften meiner Seele werden: mein Alles, meine Welt. Wohl denn, Klara! Mehr als sonst, kann ich dich nicht lieben; aber jezt will ich dich einzig lieben. Nur du sollst für mich da seyn. Kalt und ruhig wollte ich jezt zusehen, wie der Tod jedes Leben um mich her vernichtete, wenn er nur dich verschonte. Mein Mitleiden hat aufgehört, seitdem ich alles um mich her elend sehe. Der Kampf ist zu Ende, und der Sieg hat mein Vaterland zertreten.

Alles um mich her ist ruhig, Klara; ruhig — wie das Grab, wie eine schrekliche Einöde. Nur die Seufzer meines Oheims, die Klagen meiner Mutter, unterbrechen die gräßliche Stille. Ich erwarte nichts mehr, Klara, als noch einen Brief von dir, und den lezten Seufzer meines

sterbenden Wohlthäters. Wenn ich dann um ihn geweint, und ihn begraben habe, fliehe ich mit allem, was mein ist, zu dir, und will in deinen Armen vergessen, daß ich ein Mensch bin. In die tiefste Einsamkeit will ich mit dir flüchten. Der Räum, den wir bewohnen, soll mein Vaterland seyn, du sein Schuzgeist, dein Lächeln seine Ruhe, deine Freude sein Glük. Klara, ich will mein vergangenes Leben wie einen Traum vergessen, und mir einbilden, der Seufzer unsrer Liebe sei mein einziges Geschäft, mein einziger Gedanke gewesen. Schreib mir Klara, wo du bist. Unser Schiksal ist entschieden. Wir wollen noch glüklich leben, Troz der Rotte, die deinen Stand, und Troz deinem Stande, der unsere Liebe ächtete. Irgend ein Weg wird deinen Brief zu mir führen; und weißt du keinen andern, so schike ihn in einem Couvert an das Postamt in Basel, wohin auch dieser gehen soll. Ach, Klara, wann werde ich endlich nicht mehr von Seufzern der Sterbenden umringt seyn, und die Seufzer der Liebe wieder hören! Wann werde ich aus dem Abgrunde des Elendes erlößt werden, und bei dir des einzigen Glükes geniessen, das den Menschen bestimmt ward! Du sollst darüber entscheiden. Ich erwarte deine Briefe mit der Ungeduld eines Verzweifelnden.

Das war der lezte Brief, den Klara von Klairant erhielt. Er kam gerade zu der Zeit, als in

Koblenz die beiden unglüklichen Nachrichten eintrafen, daß der Feldzug an der Maas gänzlich mißlungen, und daß Cüstine von Landau her in Deutschland eingefallen sei. Das Elend aller ausgewanderten Französischen Familien wurde nun unbeschreiblich groß. Alle ihre Hoffnungen waren verschwunden, und sie sahen einer völligen Hülflosigkeit entgegen. - Klarens Mutter litt, bei ihrer ohnedies schon schwankenden Gesundheit, durch diese Schrekensnachrichten noch stärker, als die übrigen. Ihr Sohn war mit nach Flandern gegangen, und schrieb seinem Vater: es gehe ihm recht gut; er könne seine Bedürfnisse bestreiten. Um dies glaublich zu machen, erdichtete er glükliche Umstände; in der That aber war er noch hülfloser als seine Eltern. Seine heitren Briefe trösteten die Familie; es war ihre Freude, daß doch einer von ihnen ohne Mangel lebte.

Klara schrieb an Klairant mit jeder Gelegenheit, die sie finden konnte. In mehr als Einem Briefe sagte sie: so lange meine Eltern in diesem Elende sind, wird mich auch deine Stimme nicht aus ihren Armen loken.“ Sie bat ihn, noch Geduld zu haben, bis ihr Schiksal eine bessere Wendung bekäme. Aber sie erhielt keine Antwort, weil die Briefe verloren giengen.

Um diese Zeit schien Cüstine von Mainz aus Koblenz zu bedrohen. Alle ausgewanderten Familien eilten aus der Stadt, welche sich durch sie

bereichert hatte, und jezt ihrem Feinde flehende Deputirten entgegen schikte. Viele verließen Koblenz, in das sie mit mehreren glänzenden Wagen eingezogen waren, jezt, im Herbste, zu Fuß, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten, und ohne die Sitten, die Sprache des Landes, worin sie nun leben mußten, zu kennen.

Der Vicomte kam schweigend nach Hause, sah mit finstren Bliken auf seine schwache Gattin, und erklärte endlich mit unterdrüktem Schmerze, daß Koblenz ihm und seiner Familie nicht länger Sicherheit gewähre. Die Vicomtesse blikte ängstlich gen Himmel, und seufzte; Klara küßte ihr die Hand, und weinte. „Morgen müssen wir reisen!“ sagte der Vicomte. Er hatte noch etwas auf dem Herzen, und gieng, mit sich selbst kämpfend, im Zimmer auf und ab. Endlich reichte er seiner Gattin die Hand, und sagte: „liebe Frau, unser Elend ist groß — noch größer, als du denkst!“

„O, mein Sohn!“ „O, mein Bruder! riefen Mutter und Tochter zugleich, und sanken laut schreiend einander in die Arme. — „Er lebt!“ sagte der Vicomte. Nun sahen Beide ihm ins Gesicht, und erwarteten ängstlich, was für ein Unglük er ihnen anzukündigen hätte. „Unser Vermögen ist hin,“ hob er zögernd an; „wir werden Mühe haben, uns zu ernähren. Es geht mir durch die Seele; aber — wir müssen

unsre Domestiken entlassen.“ Klaren stiegen Thränen in die Augen. Sie weinte nicht über den Verlust ihrer Bequemlichkeit; nein, über Lucien, die sie liebte, und noch mehr, die nun unglüklich werden sollte. Ihr Vater suchte sie zu trösten, und bat sie, den beiden noch übrigen Domestiken ihre Entlassung anzukündigen.

Der Bediente nahm, was ihm gehörte, und gieng. Lucie aber weinte schon, als sie nur Klarens Thränen sah; und als sie den Auftrag ihres Fräuleins gehört hatte, blieb sie fest dabei, diese Trennung sei unmöglich. Sie schwor, Klaren nie zu verlassen, lief dann zu dem Vicomte, und sezte ihn in nicht geringe Verlegenheit durch ihre Erklärung, daß sie bei seiner Tochter bleiben wollte. Klara sagte endlich: mein Vater kann dich nicht länger ernähren. Der Vicomte stampfte vor Verdruß auf den Boden. Lucie sagte gerührt: ich verlange ja keinen Lohn. Von dem, was ich mir im Dienst erspart habe, kann ich eine Zeitlang leben; und dann — dann habe ich Arme, mit denen ich Sie, mein theures Fräulein, wohl gegen den Hunger schüzen will. Das nahm der Vicomte beinahe übel; Klara aber schloß das Mädchen zärtlich in ihre Arme, und sagte: ja, Lucie, du sollst bei mir bleiben, und wir wollen um die Wette arbeiten. An Großmuth kann ich es dir nicht gleichthun; aber an Liebe, meine gute Lucie, an Liebe gewiß. Der Vicomte konnte seine Tochter nicht tadeln; aber er fühlte

sich doch durch diese Scene erniedrigt, und verließ das Zimmer.

Am Abend wollte Lucie Klaren ausziehen, und sezte ihren Willen durch, so viel sich diese auch sträubte. Sie entkleidete ihr Fräulein mit ganz ungezwungener Ehrerbietung, wie immer. Nun aber bestand Klara darauf, Lucien auszuziehen, und diese mußte es sich gefallen lassen.

Am folgenden Morgen reiste die Familie ab, den Rhein hinunter, nach Westphalen zu. Auf der ersten Poststation näherte sich ein junger Mensch dem Vicomte beim Aussteigen, und bat ihn um Lucien, die er für seine Braut erklärte. Lucie gestand mit Erröthen, sie habe ihm ihr Herz und ihr Wort gegeben. „Allein die Liebe zu meinem Fräulein . . .,“ sagte sie zögernd; — „mein Bräutigam ist ja noch jung, und ich auch. Wir können Beide noch warten.“ Klara gieng mit Lucien auf die Seite, und fragte: liebst du den jungen Menschen? — „Ja!“ — Zärtlich? — „Ja!“ — Nun, so mußt du mit ihm gehen. Wie? sagte sie mit gefaltenen Händen: ich sollte einen Augenblik dein Glük verzögern? — Lucie, auch ich liebe. Ach, ich weiß, was Zögern ist.

Lucie gehorchte, zumal da Klara ihr noch überdies sagte: als Frau (der Bräutigam war nehmlich wohlhabend) kannst du mir nüzlicher seyn.

„Ach, ich weiß wohl,“ erwiederte Lucie, „daß Sie meine Dienste nicht annehmen werden.“ —

Gewiß, Lucie, das werd' ich. — „Nun, so beweisen Sie es. Hier ist das Geld, das ich mir erspart habe. Nehmen Sie.“ Klara lächelte und küßte das gute Mädchen. Warum nicht, Lucie? Gieb! Und zur Belohnung bestelle diesen Brief. Er ist an meinen Geliebten, einen Bauer, Namens Klairant. Du findest die Adresse auf dem Briefe. — Klara nahm mit einer Umarmung von Lucien Abschied, und diese kehrte nun mit ihrem Geliebten nach Koblenz zurük.

Das seltsame Mädchen! sagte der Vicomte. Ich wünschte, daß ich ihre Anhänglichkeit an uns belohnen könnte. — „Das hab' ich gethan, mein Vater!“ — Womit? — „Ich habe diese Börse von ihr angenommen.“ — Der Vicomte fuhr auf: abscheulich! Das nennst du belohnen? He! wen schik' ich ihr nach? Ein Dienstmädchen! und soll mir eine Wohlthat erweisen? Das nennst du eine Belohnung? — „Für das Herz dieses Mädchens ist es ganz gewiß eine. Und ich gäbe diese Börse um vieles nicht weg. O, mein Vater, glauben Sie denn, daß nun in Frankreich kein Herz mehr menschlich fühlen wird, weil der Adel aufgehört hat?“ Der Vicomte befahl Klaren unwillig, zu schweigen.

Eine Schwachheit der Mutter nöthigte die Familie, schon an diesem Tage in einem kleinen Städtchen liegen zu bleiben. Von hier aus schrieb Klara noch einigemal an Klairant die wehmüthig-

sten und die liebevollsten Briefe; aber sie erhielt keine Antwort. Endlich schrieb sie an die Rosiere, und legte einen Brief für Klairant ein. Sie bekam von dieser einen Brief, worin es hieß: Klairant sei gesund und munter; er würde schon längst geantwortet haben, wenn er nach dem Tode seiner Mutter nicht eine unglaubliche Menge Geschäfte bekommen hätte.

Das war wieder eine gutherzige, wohlgemeinte Unwahrheit von der Rosiere. Der arme Klairant hoffte schon lange mit immer steigender Ungeduld auf einen Brief von Klaren. Seine Mutter war gestorben, und er verkaufte nun alles, was er hatte, unter dem Vorwande, in ein anderes Departement zu ziehen. Nun hielt er sich bereit, mit seinem Gelde, und mit dem Nachlasse seines Oheims, sobald dieser todt wäre und ein Brief von Klaren ihn riefe, nach Deutschland abzureisen. Seit dem Ende des August hatte er keine Zeile von seiner Geliebten bekommen, und auch seine Briefe an sie giengen verloren, weil sie, bei der damaligen großen Unordnung der Posten am Rhein, höchst seltsame Wege nehmen mußten. Endlich konnte er seine Unruhe nicht länger ertragen. Er stekte eine Summe in Golde zu sich, nahm auf einige Tage von seinem Oheim Abschied, gieng durch Wälder und unwegsame Gegenden bis an die Gränze, und kam glüklich nach Trier. Von da eilte er nach Koblenz. Hier erfuhr er, daß die Familie

du Plessis nicht mehr in dieser Stadt sei; aber niemand wußte, wohin sie gegangen war. Er hinterließ bei dem ehemaligen Wirthe des Vicomte einen Brief an Klarens Bruder, den er dringend bat, ihm so bald als möglich von dem Aufenthalte der Familie Nachricht zu geben. Diesen Brief bekam du Plessis, obgleich erst spät; indeß antwortete er eben so wenig darauf, als er Klaren etwas von dem Empfange desselben merken ließ.

Gerade zu der Zeit, als Klairant in Deutschland war, bekam die Rosiere Klarens Brief. Was sollte sie thun? Die arme Klara jammerte in ihrem Briefe an sie über Klairant, und bat sie, ihm zu sagen: er möchte schreiben, wenn er nicht bald hören wollte, daß seine Klara vor Gram gestorben sei. Nun war Klairant gar fort, und die Rosiere konnte weiter nichts von ihm erfahren, als daß er nach Paris gereist wäre, und dort Erlaubniß, sich in einem andern Departement anzukaufen, nachsuchen wollte. Durfte sie das der trostlosen Klara schreiben? Sie gab also vor, was wir wissen, und zwar in der Hoffnung, daß Klairant entweder zurükkommen, oder von seinem neuen Wohnorte aus schreiben würde. Klairant kam wirklich zurük. Die Rosiere erschrak nicht wenig, weil sie unterdessen Klarens Brief an ihn verloren hatte. Sie schwieg nun gänzlich; und Klairant konnte

nicht schreiben, weil er nicht wußte, wo Klara sich aufhielt.

Klara bekam die Antwort der Rosiere. „Gesund? munter? kann nicht schreiben wegen vieler Geschäfte?“ Sie wurde bleich und starr, als sie den Brief las. „Es ist nicht möglich!“ rief sie, und sah ihn aufs neue durch. Da stand in dürren Worten: er ist gesund, munter, und so weiter. Nun faltete sie die Hände über dem Briefe, der in ihrem Schooße lag, lehnte den Kopf hinten über, heftete die grosen Augen an die Deke des kalten Kämmerchens, worin sie saß, und dachte nach, bis ihre Gedanken sich verwirrten und ihr Nachsinnen in eine dumpfe Gefühllosigkeit übergieng, die sich endlich in einen Strom von Thränen auflösete. Sie nahm die Feder, und schrieb — o, man hätte mit ihren Klagen dem wildesten Herzen Thränen abpressen können; aber sie zerriß den Brief wieder, weil sie aufs neue rief: „es ist nicht möglich!“ Mit jedem Posttage hoffte sie ungeduldiger; und mit jedem fieng sie stärker an zu fürchten, es wäre dennoch wohl möglich, daß Klairant ihre treue Liebe mit dem abscheulichsten Undanke belohnte.

Sie schrieb wohl zwanzig Briefe, und ließ nicht Einen abgehen. Diesen fand sie beim Durchlesen zu bitter: denn es war doch nicht möglich; jenen zu demüthig: denn sie konnte

doch nicht um seine Liebe betteln! — Schon nach einigen Wochen, in denen sie noch immer keinen Brief erhielt, war ihre Verzweiflung ein stiller Gram geworden, der ihr ganzes Herz zernagte. Klairants Undankbarkeit that eine seltsame Wirkung auf die arme Klara; sie glaubte mit ihrem Gram der Spott ihres Vaters zu werden, und verbarg ihn daher. Nun wurde sie kalt, untheilnehmend. In ihrer Seele entstand ein gewisser Menschenhaß, der sich aber durch weiter nichts äusserte, als durch ihre Kälte. Sie zeigte keine Erbitterung; vielmehr that sie, was sie zu thun hatte, noch zärtlicher als sonst, und mit immer gleicher Gefälligkeit. Nur in den einsamen Stunden der Nacht weinte sie dem Undankbaren Thränen des schmerzlichsten Andenkens und des zerstörendsten Grames.

Auf einmal kam Touai wieder und brachte Briefe von du Plessis, den er ganz von ungefähr in Holland getroffen hatte. Du Plessis wollte ihm dort gern entkommen; Touai umarmte ihn aber, hielt ihn fest, und drängte sich an ihn, obgleich mit vieler Schonung. Man sprach vom Kriege, von Koblenz, von alten Begebenheiten. Touai erkundigte sich nach dem Vicomte, und dann, hoch erröthend, nach Klaren. Mit Zittern fragte er, ob sie verheirathet sei. Sein Auge funkelte vor Freude, als ihr Bruder ihm „Nein“ antwortete, und er schloß freudig den jungen Mann in seine Arme. Beide

sahen einander wieder, und das Gespräch kam von neuem auf Klaren. Touai fragte, ob sie noch in Verbindung mit dem jungen Menschen stehe, dessen Briefe er gelesen habe. Du Plessis, den sein Elend niederdrükte, vergaß seinen Freund, dachte nur an seine Eltern, und sagte: ich glaube, die Verbindung ist aufgehoben. Nun bat Touai um du Plessis Beistand, entdekte ihm, daß er Klaren noch immer mit heisser Leidenschaft liebe, und bot ihm sein Vermögen an. Du Plessis sagte: „wenn Klara Ihnen ihre Hand giebt, Touai, dann will ich mit Vergnügen Ihr Schuldner werden. Jezt aber . . . Reisen Sie. Ich wünsche Ihnen Glük, und hoffe, bald Nachrichten von Ihnen zu hören.“

Nun kam Touai zu dem Vicomte, und ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Klara trat in das Zimmer. Touai gieng ihr entgegen und küßte ihre Hand. Sie erblaßte zitternd. Er wünschte vergebens, mit ihr allein zu seyn; der Vicomte gieng nicht weg. Nun wünschte er, wenigstens eine Anspielung auf seine alte Neigung zu hören, um dann weiter sprechen zu können; doch eben so vergebens. Der Vicomte behandelte ihn gerade wie einen Fremden, den man ein Paarmal gesehen hat. Er war zu stolz, um nur den leisesten Verdacht zu veranlassen, als wünsche er noch jezt eine Verbindung seiner Tochter mit einem reichen Manne. Klara gieng

nach einigen Minuten wieder weg. Touai, der gern wissen wollte, wie er mit ihrem Vater daran sei, gestand ihm offenherzig die Absicht seiner Reise.

„Meine Lage, Herr Baron," sagte der Vicomte, „ist jezt so, daß ich überall auf Bedenklichkeiten stosse, die ich sonst nirgends sah. Ich wünschte ehedem die Verbindung meiner Tochter mit Ihnen. Damals war ich, wenigstens in der Hoffnung, noch sehr reich, jezt bin ich ein Bettler. Ich weiß nun nicht, ob ich diese Verbindung noch wünschen darf. Unterstüzen, mein Herr, kann ich Sie jezt nicht, so viele Ehre Ihre Bewerbung meiner Familie auch macht. Meine Tochter ist frei."

Touai verbeugte sich, und fragte: darf ich Ihre Tochter allein sehen? — Darüber gerieth der Vicomte in Verlegenheit, weil er nur ein einziges Zimmer hatte. Er stand auf, und gieng weg. Nach einigen Augenbliken kam Klara, zitternd wie eine Verbrecherin. Bei diesem Anblike versprach Touai sich nichts Gutes. Er sagte ängstlich: die Versicherung Ihres Bruders, meine edle Freundin, daß Ihre ehemalige Verbindung aufgehoben sei, führt mich aufs neue zu Ihnen.— Klara sah ihn mit starren Augen an. Nun war ihr Klairants Untreue gewiß; selbst ihr Bruder wußte sie schon: wie konnte sie jezt noch zweifeln? Touai wartete auf ihre Antwort. Klara

stand, mit Entsezen in den Bliken, mit kalten Wangen, da, hob beide Hände auf, und rief: „es ist abscheulich! Ach, mein Herz hatte Recht! Nun ist es möglich, daß ein Kind seine Mutter mit kaltem Blute ermordet! O Gott! o Gott!“ — Sie ließ die Arme fallen, schien vergessen zu haben, daß jemand bei ihr war, und sank, mit großen Thränen in den Augen, auf einen Stuhl.

Touai sezte sich neben sie, nahm ihre Hand, und fragte: ist es wahr, daß Ihre Verbindung abgebrochen ist? — „O, nur allzu wahr!“ rief Klara mit zerrissenem Herzen. Touai machte ihr jezt seinen Antrag. Sie sah ihn an, und schwieg, weil in diesem Augenblike tausend Gedanken vor ihrer Seele schwebten. „Eine Verbindung mit Touai rächt mich an dem Unwürdigen, und rettet meine Eltern von Mangel:“ diese beiden Vorstellungen zeigten sich ihr in tausend verschiedenen Bildern. Doch eine ganz leise Stimme, deren Laut ihr Herz wie ein Pfeil durchdrang, sprach noch immer zu Klairants Vortheil. Es war ihr, als ob der Geliebte im Innern ihres Herzens seufzte: ich bin nicht untreu. Sie sah den Baron noch immer starr ins Gesicht, ohne zu antworten. Er lächelte über dies sonderbare Anschauen, und sie lächelte mit. Darf ich, fragte er, dieses Lächeln für eine Vorbedeutung meines Glükes halten? Sie schwieg. Er drükte ihre Hand, und sie erwachte aus ihrem Traume. Nun fragte

er noch einmal: wollen Sie mich glüklich machen? In Klarens Seele erhob sich ein neuer Kampf, der sich wieder, gleich dem ersten, mit Abscheu vor jeder neuen Verbindung endigte. „Nein," sagte sie, und zog ihre Hand zurük; „es ist unerhört, es ist abscheulich! Herr Baron, wurde ich betrogen, so bin ich es für mein ganzes Leben; so ist mein Zutrauen hin, meine Liebe todt, mein Wohlwollen vernichtet. „O" — rief sie mit lauter Stimme, mit allen Zeichen des Abscheues — „so bin ich um alle meine Tugenden betrogen! Aber ich will betrogen seyn, ohne zu betriegen! ein Denkmal der unmenschlichsten Undankbarkeit, und zugleich ein Beispiel der unerschütterlichsten Treue. Herr Baron, mein Vater hat mir gesagt, was sie von mir wünschen. Es ist unmöglich. Müßte ich aufhören, ihn zu lieben — o, welcher Mann könnte dann je von mir fordern, daß ich ihn lieben sollte? Nein, ich werde nicht aufhören ihn zu lieben; aber hassen sollte ich jeden andern Mann, um mich zu rächen!" — Sie versank nun in einen stillen, verschlossenen Kummer, und Eine Thräne nach der andern rollte über ihre Wangen. Touai fieng noch einige male an zu reden; sie hörte ihn aber nicht, und saß noch so da, als ihr Vater wieder in das Zimmer trat.

Der Baron sagte nachher dem Vicomte, er habe noch einige Hoffnung, Klarens Hand zu erhalten. Aber nach einigen Besuchen, bei denen

ihr Vater ihm Gelegenheit gab, mit ihr allein zu seyn, überzeugte er sich aus ihren Aeusserungen und ihrem Betragen, daß sie ihre Liebe zu Klairant unmöglich besiegen könnte. Herr Vicomte, sagte er eines Abends unter vier Augen, ich danke Ihnen, daß Sie die Güte hatten, mir Hoffnung auf den Besiz Ihrer schönen Tochter zu erlauben; jezt aber gebe ich diese Hoffnung freiwillig auf. Sie liebt; und diese Liebe ist die Quelle ihres Lebens, ihres Daseyns. So viel ich gemerkt habe, Herr Vicomte, ist jezt ein Mißverständniß zwischen den beiden Liebenden. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Tochter . . . — Der Vicomte unterbrach ihn, bitter lächelnd: „wissen Sie denn, daß der Mensch ein Bauer ist?“ — Das weiß ich. — „Meinen Sie vielleicht, weil ich jezt ein Bettler bin, daß ein Bauer . . .“ — Herr Vicomte, sagte Touai betreten, ich wollte Sie nicht beleidigen; allein ich glaube, Ihre Tochter ist in Gefahr, ein Opfer einer unüberwindlichen, und doch auch sehr natürlichen, Leidenschaft zu werden. — Der Vicomte lachte bitter. „Natürlich? Sie halten es also für natürlich, daß eine du Plessis einen Baner liebt? Ich nicht, mein Herr. Und darum seh' ich diese Leidenschaft für eine Posse an, die das falsche Mitleiden einer schwachen Mutter, empfindsamer Kammerjungfern, und nun wieder auch das Ihrige, Herr Baron, dem Mädchen als eine Tugend vorstellt. Ich weiß, was einer

du Plessis natürlich ist!“ — Posse, Herr Vicomte, oder nicht! Wenigstens können Sie darüber Ihre Tochter verlieren. — „Die Krankheit dauert nun schon Jahre lang, Herr Baron. Und Gefahr, oder nicht Gefahr — davon kann nie die Rede seyn, wenn es darauf ankommt, was ich meiner Ehre schuldig bin.“ — Die Ehre beurtheilt Jeder aus seinem eigenen Gesichtspunkte, also auch Sie, Herr Vicomte; aber ob die Ehre Sie am Sarge Ihrer Tochter trösten wird: das, dünkt mich, ist die Hauptfrage. Besonders jezt, Herr Vicomte, da Ihr Rang von Ihrer Nation nicht anerkannt wird, das Glük einer Tochter diesem . . . — „Herr Baron, es ist grausam, eines Unglüklichen zu spotten, und ihm das Lezte zu verkümmern, was das Schiksal ihm gelassen hat: seine Ehre!“ — Nein, Herr Vicomte, das Schiksal hat Ihnen mehr gelassen: zwei Kinder, deren Wohl Sie über jeden Verlust trösten könnte, und die Sie also glüklich machen sollten, um selbst glüklich zu seyn. Und dann, Herr Vicomte, — ich bitte Sie, auch von mir ein Wort sagen zu dürfen — dann hat der Himmel Ihnen einen Freund gelassen, der Sie anbeten würde, wenn Sie ihm erlaubten, das Elendeste, was er hat, sein Vermögen, mit Ihnen zu theilen, da das Schiksal es ihm verbietet, Sie Vater zu nennen. — Der Vicomte sprang heftig auf. „Kein Wort mehr davon, Herr Baron. Ich bin noch nicht arm

genug, mich beschimpfen zu lassen. Nur Eins verspreche ich Ihnen," sezte er bitter hinzu: „wenn ich Almosen suche, sollen Sie der Erste seyn, bei dem ich anfange, dies schändliche Handwerk zu treiben."

Touai verbeugte sich, und gieng. Er machte noch einige feine Versuche, den Vicomte mit Geld zu unterstüzen; da sie aber mißlangen, so trug er einem Bekannten in dem Städtchen auf, ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Zustande der Familie zu geben, und reis'te ab.

Der Vicomte befürchtete in der That schon Mangel. Seine meisten Kostbarkeiten waren verschwunden; und eine kleine Summe Geld, die er noch hatte, reichte, nach seiner Rechnung, kaum auf einige Monate zum Unterhalte seiner Familie hin. Indeß, so groß sein Kummer auch war, so ließ er sich dennoch mit Klarens Grame nicht vergleichen. Sie glaubte von Klairant verlassen zu seyn, und machte sich die bittersten Vorwürfe über den Mangel ihrer Eltern, die sie hatte retten können. Nun aber kam endlich der unglüklichste Tag — Doch wir wollen nicht erzählen, was Klara selbst an ihren Geliebten schreibt.

XXXIII.

Klara an Klairant.

Mit schwacher Hand, Klairant, — Klairant, den ich noch immer liebe! — nehme ich die Feder, Nein, ich will nicht um deine Liebe bitten; — ach, es wäre doch zu spät: der Gram hat die besten Fäden meines Lebens schon zernagt —; ich will dir nur, ehe ich sterbe, Lebewohl sagen. Meine Eltern sind unglüklich geworden, und deine treue, deine ehemals geliebte Klara auch. Wir flohen von Koblenz, wie ich dir geschrieben habe. Es war mein größtes Elend, daß ich keine Antwort von dir bekam; aber, ach, noch größer wurde es, als die Rosiere mir schrieb, du hättest so viele Geschäfte, daß dir keine Zeit zu einem Briefe an mich übrig bliebe.

Endlich, als Touai mir sagte, du habest deine Treue gebrochen — Klairant, da zerbrach mein Leben mit deiner Treue, mit meinem Herzen, mit meiner lezten einzigen Hoffnung, ach, mit meiner ganzen Seele. Das Andre, was nun noch kommen sollte, vielleicht noch kommt — ach, Klairant! wenn ich es überlege, so sind es doch nur Kleinigkeiten, die ich mit Thränen bezahlt haben würde.

Touai reiste ab, und wir wurden mit jedem Tage ärmer. Mein Vater mußte zulezt eine

Börse mit Geld angreifen, die meine Lucie mir gegeben hatte. Ich arbeitete heimlich, so viel ich konnte. Viel war es nicht; aber es freuete mich dennoch. Da kam endlich der unglükliche Tag — Ach, Klairant, ich hätte keine Thränen mehr, es wäre kein Ort in meiner Seele, wo ich noch Schmerzen fühlen könnte; und doch! —

Wir Drei sassen eines Tages einander gegenüber, und seufzten. Ich strikte, und dachte an dich — ach! wie es möglich gewesen wäre, daß du deiner Klara hättest untreu werden können. Da pochte es an unser Stübchen, und ein Bursche brachte meinem Vater ein Billet. Er las, wurde ängstlich, und gieng hinaus. Wir hörten einen lauten Schrei. Meine Mutter eilte ihm nach, und ich folgte ihr. Da stand — ach, Klairant! es muß doch eine Ewigkeit geben, in der du mich wieder lieben wirst, und in der meine Mutter ihre Kinder glüklich sieht! — da stand mein Bruder, in einem zerrissenen Roke, ohne Strümpfe, ohne Hut, bleich, gelb, mit hohlen Augen, blauen Lippen, zitternd vor Frost, mit niedergeschlagenen Bliken. Meine Mutter war zu Boden gesunken. Ich fiel neben ihr nieder zur Erde, und verbarg mein Gesicht in ihren Schooß. Ach! herzlicher hat noch niemand um Leben gebetet, als ich jezt um den Tod.

Mein Vater weinte laut. Sein Schluchzen, das ich noch nie gehört hatte, zerschnitt meine

Seele. Wäre Tomai da gewesen — ich hätte ihn auf den Knieen um seine Hand gebeten. Ach, ich sprang auf, stürzte vor meinem Vater nieder, umfaßte seine Kniee, und jammerte laut, um nur sein Weinen nicht mehr zu hören!

Klairant, du sollst Mitleiden mit Klaren haben, wenn du auch meine Liebe gänzlich vergessen hast. Ich will weiter erzählen. Meine Mutter lag am Boden; mein Bruder — ach, die schrekliche Gestalt! frierend, entsezlich zitternd, daß man das Klappernd der Zähne hörte! — er stand auf einer Stelle da, ohne das Auge zu erheben. Ich schleppte mich auf den Knieen zu ihm, und jammerte: „armer Bruder!“ Da besann er sich, und sagte in langen Absäzen: „ich wollte euch — noch einmal — sehen — ehe ich sterbe!“ Jezt sah er unsere Mutter. Er sank an ihrer Seite auf die Kniee, küßte ihre Hand, und fragte mich: „wann ist sie gestorben?“ Klairant, das alles war so schreklich, daß ich es nicht länger ertragen konnte. Ich sprang in das Zimmer, fiel da vor einem Krucifixe nieder, und rief: o erbarme dich, und nimm mir meinen Verstand!“ Als ich so da lag, war es mir, als ob ich die Besinnung verlöre. Nun brachten sie meine Mutter in das Zimmer, und auf ihr Bett. Mein Vater befahl mir, dem Bruder Wäsche und Kleidung von ihm zu geben; ich hörte aber nichts, und er gab sie ihm selbst.

Meine Mutter kam wieder zu sich, als mein Bruder schon angekleidet war. Er und mein Vater lächelten, um sie zu täuschen. Ich mußte fortgehen; denn ich würde jezt nicht haben lächeln können, und wenn mir auch jemand gesagt hätte, daß du mich noch liebtest.

Nun erzählte mein Bruder sein Schiksal. Ach, Klairant! wir hatten dagegen gar nichts gelitten; und meine Mutter durfte davon nichts erfahren, weil sie gewiß auf der Stelle gestorben wäre. Nun saßen wir da und überlegten, wie es werden sollte. Ach, Klairant, unser Elend ist unbeschreiblich groß. Lucie hat mir schon öfters Geld geschikt. Wir wären verhungert, wenn wir nicht ein Paarmal etwas von unbekannter Hand bekommen hätten. Mein Vater nahm es, so viel Ueberwindung es ihm auch kostete.

Ach, sogar das lezte Andenken von dir habe ich aufopfern müssen. Ich benezte den Ring erst lange mit heißen Thränen, ehe ich ihn hingab, um meiner Mutter einen Wagen zu verschaffen, daß sie nicht zu gehen brauchte. Wir haben wieder eine kleine Summe Geld bekommen, ich glaube von meiner Lucie in Koblenz. Das Geld war in ein Papier gewikelt, auf dem einige Worte stehen; ich wollte schwören, daß ihre wohlthätige Hand diese Worte geschrieben hat. Davon wurde mein Bruder ausgestattet, und er ist nun am Rhein bei Condé. Als er gieng,

Klairant, erzählte er mir von dir, mit Thränen in den Augen: wie du ihm, als er fast eben so elend gekleidet gewesen ist — wie du ihm dein einziges Paar Schuhe gegeben, deine Wäsche mit ihm getheilt, ihm Geld aufgedrungen, und an seinem Halse geweint, gejammert hast. Klairant, an dieser zärtlichen Empfindung, an diesem schönen Mitleiden, erkannte ich dich.

Da rede ich mit dir, Klairant, als ob, als ob — o Gott! ich kann es nicht ausschreiben! Klairant, wie oft hat mein Herz dich vertheidigt! wie oft dich unschuldig genannt! Und doch — dein Schweigen — Mein Bruder selbst will nicht mit der Sprache heraus. Zuweilen fürchte ich, daß du sehr unglüklich bist, und daß man es mir verbirgt, damit ich dich lieber für untreu halten soll. Nein, sei mir lieber untreu, als — unglüklich? ach nein, nein, Klairant!

Da will ich meine lange Verzweiflung noch einmal mit einem süßen Wahne besänftigen! Wie es auch sei — bist du unschuldig, Klairant, so mußt du unglüklicher seyn als ich; und bist du mir untreu, so — Dieser Brief soll dich an nichts erinnern, nicht an deine Schwüre, nicht einmal an das Elend, in welches Klara versunken ist.

Ich habe schon oft an dich geschrieben. Während des Schreibens fühle ich mich zuweilen ruhig; denn wenn meine Hand den Namen „Klai-

rant“ mahlt, so täuscht sich meine Seele oft mit dem Traume voriger Zeiten. Ich habe die Briefe wieder zerrissen, und auch dieser hat vielleicht dasselbe Schiksal. Bist du unschuldig, so würde er dich sehr unglüklich machen; und bist du es nicht — — O Klairant, Klairant, ich habe dich zu lieb, um die Schuld auf dein Herz zu laden, daß du meinen Brief mit einer spottenden Miene läsest. Sieh, so schreib' ich, um mich zu täuschen, zu trösten, und zerreisse die Briefe wieder, um dich nicht unglüklicher zu machen.

Ich will dir nur Lebewohl sagen, Klairant. Wir gehen von hier nach Heidelberg; und wohin dann weiter, wissen wir noch nicht. Ich size hier in Weinheim, in einem elenden Stübchen, und schreibe. Sieh, wie ich an dich erinnert wurde. Hier gerade am Wirthshause über einen Bach hinüber, und an demselben hin, führt ein Weg in den Odenwald: nach der Beschreibung des Wirths, die rauheste, unbesuchteste, wildeste Gegend in ganz Deutschland. Ich gieng ein halbes Stündchen in das Gebirge hinauf. Der Weg führte ununterbrochen auf Fels, immer längs dem Bache, in den diken Wald. Endlich sezte ich mich ermüdet auf einen Stein. Die ganze Gegend um mich her war todt; überall sah ich mich von Felsen und Gebirgen eingeschlossen. O, sagte ich, könnte ich durch unergründliche Schlünde um mich her die ganze Welt von mir absondern! könnte ich allein . . . — Bei

dem Worte „allein“ brachte mein schwaches Herz mir dein Bild vor die Augen. Ich verlor mich in jene süßen Träume, die ehemals mein Glük waren, und deren Wirklichkeit ich mit so vieler Gewißheit hoffte. Ach, noch heute machten sie mich glüklich, Klairant; denn was wäre der Liebe nicht möglich zu glauben! „Er ist unschuldig!“ sagte mein Herz; „er hatte Geschäfte; seine Briefe giengen verloren; er suchte dich; er hat deine Briefe nicht bekommen!“ Ich vergoß Freudenthränen über mein Gefühl, worin der Schmerz doch Einmal nicht die Hauptempfindung war.

Jezt, da ich zu Hause bin, ist es wieder verschwunden; ich bin wieder die verlassene Unglükliche, die getäuschte Liebende. O, ich möchte auch diesen Brief zerreissen!

Nein, Klairant! du sollst ihn haben. Er enthält meinen Abschied von dir, mein Lebewohl auf immer. Auf immer? Nein, es kommt eine Zeit, wo das Unglük endet, wo das wankelmüthige Herz treu ist, und das gebrochene verzeihen lernt. Ja, ich wünschte, die ganze Welt hätte mich beleidigt, damit ich die Freude hätte, ihr verzeihen zu können. Daß ich dir, Klairant, dir, mein Elend zu verzeihen habe, nur das thut mir weh. Ach, wenn man so bleich ist, so matt, so sanft wie ich, dann ist Verzeihen

nicht schwer. Der Tod besänftigt alle Leidenschaften, nur die Liebe nicht; denn d i e fühlt mein Herz dann am meisten, wenn es brechen will. So lebe denn wohl, Klairant! Ich gebe diesem Briefe meinen Segen, meinen Abschiedskuß mit. Von nun an sollst du nichts wieder von mir hören; doch mein lezter Seufzer wird noch deinen Nahmen nennen.

Der hiesige Postmeister hat meinen Thränen versprochen, diesen Brief auf jeden Fall in deine Hände zu schaffen. „Glauben Sie mir,“ sagte ich ihm mit weinenden Augen, als ich ihn fragte, ob er meinen Wunsch erfüllen könnte — „glauben Sie mir, an diesem Briefe hängt mein Leben, die lezte ruhige Minute eines Menschen.“ Er schwor mir, ihn in deine Hände zu bringen. Also, Klairant, lebe wohl! Sieh, jezt falte ich meine Hände, und bete.

Mein Klairant, lebe wohl! Gott segne dich!

Der Postmeister in Weinheim hielt Klarens Thränen Wort, und dieser Brief kam richtig nach Pillon. Klairant war bis dahin in unbeschreiblicher Unruhe gewesen, weil er nicht eine Zeile von Klaren bekam, ob er gleich mehreremal an den Hauswirth des Vicomte in Koblenz geschrieben hatte. Jezt trug er selbst seine Briefe heimlich nach Trier, und nahm auch immer einen Theil seines baaren Geldes mit, um es dort niederzu-

legen. Aus Koblenz wurde ihm endlich geschrieben: man wüßte nicht, wo die Familie du Plessis wäre. Seine Unruhe stieg mit jedem Tage, und zulezt fieng er sogar an, Klaren der Untreue zu beschuldigen. In stummen Gram, doch bisweilen auch mit Bitterkeit, saß er an dem Bette seines Oheims, der mit jedem Tage schwächer wurde. Schon längst wäre er nach Deutschland geflohen, wenn nicht die Pflicht gegen seinen Wohlthäter ihn gehalten hätte.

Endlich wurde ihm Klarens Brief gebracht. So wie er ihre Handschrift erkannte, schlug seine Brust hoch, und seine Augen füllten sich mit ahnenden Thränen. Gleich die ersten Zeilen schmetterten ihn nieder. Eine Menge von verworrenen Gedanken, Entschlüssen und Gefühlen bestürmten ihn; seine Seele flog schon längst den Weg zu Klaren, als sein Körper noch ohne Bewegung da stand. Er wußte nicht, was er thun sollte; sein einziger Gedanke war, daß er zu Klaren müßte. Ganz mechanisch gieng er in das Zimmer seines Oheims. Der alte Mann hatte kaum einen Blik auf ihn geworfen, so fragte er: „Klairant, was ist dir? Hast du endlich Briefe von Klaren? Was macht sie? wie geht es meinem alten Freunde, dem Vicomte?“

Klairant reichte seinem Oheim den Brief. Dieser sagte lächelnd: „lies mir vor, mein Sohn!“ Klairant las schluchzend, unterbrach sich wohl hundertmal mit heftigen Ausrufungen, nannte

sich einen Elenden, einen Unmenschen, kniete im Zimmer nieder, und bat den Himmel, Klarens Leben nur so lange zu erhalten, bis er in ihren Armen sterben könne, um sie zu überzeugen, daß er nichts als sie geliebt habe.

Der Prior rief ihn endlich an sein Bett, und sagte bewegt: „gieb mir einen Kuß, mein Sohn!“ Klairant beugte sich über den Greis hin, und drükte seinen Mund auf dessen blasse Lippen. „Nun reise,“ sagte der Prior; „reise mit Gott! Ich kann allein sterben, und es ist möglich, daß du Klaren noch rettest!“ Kaum hatte Klairant diese Worte gehört, so rief er mit Heftigkeit: ja, retten! Klaren retten! — Sein Oheim strekte die Arme nach ihm aus, und sagte: „Klairant, leb wohl! wir sehen uns nicht wieder!“ Klairant lächelte schmerzlich, sank in des Greises Arme, riß sich dann los, und eilte nach Chatillon. Hier grub er im Garten das Vermögen seines Oheims aus, und so, mit Gold beladen, war er schon am folgenden Morgen über der Gränze. In Trier nahm er den Rest seines Eigenthums zu sich, und adressirte es nach Heidelberg, an sich selbst. Dann gieng er den kürzeren Weg über den Hundsrük nach Mannheim zu. Die Leidenschaft gab seinem Körper übermässige Kräfte; er lief mehr, als er gieng, und hatte in kurzer Zeit einen weiten Weg zurükgelegt. Man hätte ihn für wahnsinnig halten können: so starrten seine Augen vorwärts. Er

dankte nicht, wenn er gegrüßt wurde, und sah die Vorübergehenden nicht. Endlich war, unweit Lautern, seine Kraft erschöpft. An der Hütte eines Wildhüters *), mitten im Walde, nahe bei der alten verfallenen Burg Hohenek, sank er nieder. Er suchte vergebens sich aufzurichten, und rief mit ängstlichen Tone: Klara! Klara! meine Geliebte!

Auf dies Geschrei kam der Wildhüter aus der Hütte hervor, und sah den Wanderer einige Augenblike an. „Mich durstet!" sagte Klairant; und der Mann brachte ihm einen Trunk Wasser. Er trank, und fühlte erst jezt die Erschöpfung aller seiner Kräfte. Mit Hülfe des Wildhüters kam er in die Hütte, sank auf ein Strohlager nieder, und war schon nach einigen Minuten in festem Schlafe. Als er erwachte, klagte er über Schmerzen in den Füßen. Der alte wusch sie ihm, und erzählte dabei, wer er wäre, und wie die Franzosen die Fenster seiner Hütte, sein ganzes Hausgeräth zerschlagen, und ihn selbst gemißhandelt hätten, weil er ihnen keine Lebensmittel habe schaffen können. „Wo sollt' ich sie hernehmen?" sagte er. „Ich wohne hier im Walde, ganz von allen Menschen abgelegen. Was ich brauche, muß ich mir in den benachbarten Dörfern einkaufen." Klairant gab, um den Unfug seiner Landsleute wieder gut zu ma-

*) Garde de gibier.

chen, dem Manne zwei Laubthaler. Nun wurde dieser noch gesprächiger, und erzählte seine Familiengeschichte, den Tod seiner Frau. — Ich hatte sie, fuhr er fort, sehr lieb; und darum wohne ich hier gern, abgesondert von allen Menschen. Hier kann man recht nach Lust traurig seyn.

„Abgesondert von allen Menschen!“ wiederholte Klairant. „Hier sollte ich wohnen!“ — Von Herzen gern! sagte der Alte. Ich bin den Tag über selten zu Hause, und des Nachts kann ich in dem Kämmerchen hinten schlafen; so hat Herr das ganze Häuschen für sich. — Sehr natürlich fiel Klairant auf die ehemaligen Vorstellungen, mit Klaren von allen Menschen entfernt zu leben. Er besah die Hütte, und versprach, dem Alten bald Nachricht zu bringen, ob er hier wohnen wolle, oder nicht. „Find' ich meine Frau,“ sagte er, „dann komme ich zurük, und lebe mit ihm bis an seinen Tod.“ Er gieng nach Lautern, und von da durch die schönen Thäler in die Rheinebenen auf Mannheim zu. Hier nahm er Postpferde nach Weinheim. Der Postmeister besann sich vergebens auf „das schönste Mädchen der Welt“ (wie Klairant seine Geliebte nannte), „das ihn weinend einen Brief zu besorgen gebeten habe.“ Aber im Wirthshause am Ende des Ortes erinnerte sich die junge Frau der unglüklichen Klara desto genauer. Sie erzählte Klairant eine ganze Stunde von dem schönen, blassen,

sanften Mädchen. So wie sie gehört hätte, sagte sie, wäre die Familie nach Heidelberg gereist, um dort einige Zeit zu bleiben. Der alte Herr wollte auf Nachrichten von seinem Bruder in England warten. Die Frau nannte auch das Wirthshaus, das sie der Familie, als das wohlfeilste in Heidelberg, empfohlen hätte. Klairant mußte die Nacht in Weinheim bleiben, und ließ sich auf ein Zimmer führen. Hier in diesem Bette, sagte die Wirthin, hat das arme Mädchen, von dem Sie reden, gelegen; geschlafen wohl nicht, sondern geweint: sie hatte noch am folgenden Morgen Thränen in den Augen. — Auch Klairant konnte nicht eine Minute schlafen; auch er benezte das Kopfküssen mit heissen Thränen. Noch ehe die Sonne aufgegangen war, fuhr er den schönen Weg nach Heidelberg. Aber vergebens schlugen die Nachtigallen in den Gebüschen, mit denen die Berge gekränzt sind; vergebens schütteten die Fruchtbäume an der Chaussee, unter denen er hin fuhr, ihre Blüthen auf ihn herab. Er hörte, er sah nichts, starrte nur vorwärts nach Heidelberg hin, und fragte nach jeder Minute: „sehen wir es bald?“ — Da liegt es! rief der Postillon endlich. Klairant stand in der Chaise auf, und hieng mit starren Bliken an dem alten Schlosse des Kurfürsten von der Pfalz. Nun bog der Wagen um den Berg, und er sah den Nekar, jenseits die Stadt. „O, um Gottes willen!“ rief er, als man ihn auf

der Brůke wegen des Zolles aufhalten wollte. Er warf ein Stůk Geld aus dem Wagen, um nur geschwind weiter zu kommen. — Da! da! sagte der Postillion, und zeigte mit seiner Peitsche auf die Statůe des Kurfürsten, die auf der Brůke steht. — „Wo? wo?“ rief Klairant, und wåre beinahe aus dem Wagen gesprungen, weil er glaubte, daß Klara kåme. Als der Wagen endlich hielt, bezahlte er, fragte nach dem Gasthause, wo der Vicomte logiren sollte, und eilte dahin. Er stürzte ganz athemlos in das Haus, und konnte erst nach einigen Minuten sprechen. Der Vicomte und seine Familie wohnten noch da; aber sie waren nicht zu Hause. — „Wo sind sie?“ — Spazieren gegangen, auf den Wolfsbrunnen. — „Wie komme ich dahin?“ — An dem Nekar hinauf, die Strasse links, dann gerade fort. — Er eilte sogleich den bezeichneten Weg.

Oben aus Heidelberg, am linken Ufer des Nekar, geht ein Weg am Gebirge hin zum Wolfsbrunnen. Dann wendet er sich rechts in das Gebirge, låuft in verschlungenen Thålern, in Gebůsch, um Berge hin, aufwårts, und führt endlich zu dem lieblichsten aller Thåler in ganz Deutschland. Man steigt unmerklich in die Hőhe, geht eine Hütte vorůber, kommt an einige Terrassen, zu denen steinerne Stufen führen, und endlich auf die lezte Terrasse, wo die Quelle, welche der Wolfsbrunnen genannt wird, aus ei-

nem Felsen hervorsprudelt. Die Seite ist mit einer Mauer eingefaßt, und aus ihr sind drei Linden hervorgewachsen, die über den freien gepflasterten Plaz herüberhangen. In der Mitte steht eine ungeheure Linde, mit weit umher verbreiteten Zweigen. Das Laubdach dieser vier Linden ist so dicht, daß kein Sonnenstrahl sich durchstehlen kann, und giebt eine so angenehme, so erfrischende Kühle, daß niemand dieses heimliche vertraute Pläzchen betritt, ohne entzükt zu werden. Noch lieblicher wird der Plaz durch einige ausgemauerte Bassins, in welche die Quelle ihr Krystall-Wasser gießt, und worin Hunderte von Forellen spielen. Die ältesten Dichter haben diese Quelle und die schattenreiche Linde besungen, und das Volk weiß davon sehr liebliche Mährchen zu erzählen.

Zu diesem Thale eilte Klairant. Er gieng den Weg längs dem Flusse; und ein Mädchen, das ihm begegnete, zeigte ihm den Fußpfad, welcher zu der Quelle führt. Als er durch das Gebüsch höher hinaufkam, suchte sein Auge umher, und fand nichts. Er lief zu einer Hütte, und die darin befindliche Frau zeigte aufwärts. Nun eilte er die Stufen hinan, und sah am Bassin — Klaren, die ein Stükchen Milchbrod, ihr Frühstük, mit den Forellen theilte. Sie hörte Jemanden die Stufen heraufstürzen, sah sich um, und rief mit einer zerschmetternden Stimme, mit ausgebreiteten Armen: „Klai-

rant!“ — „Klara!“ rief er, eilte auf sie zu, und warf sich sprachlos, schluchzend, vor ihr nieder. Sie sank schweigend in seinen Armen immer tiefer, und endlich ihm gegenüber auf die Kniee. Es rollten Thränen aus ihren erloschenen Augen die blassen Wangen herunter. Sie hatte ihn mit beiden Armen umfaßt, und sah ihn an, lächelnd, traurig, entzükt, verzweiflungsvoll. Alle Leidenschaften jagten einander auf ihrem Gesichte. „Klairant,“ flisterte sie; „bist du endlich da?“ In ihrem Tone war ein halber Vorwurf, den aber ihr sanftes Lächeln wieder zurüknahm.

Jezt näherte sich der Vicomte langsam, mit bittrem Unmuth in den Mienen, mit tief niedergezogenen Augenbraunen. Im ersten Aufwallen wollte er Klairant für seine Verwegenheit bestrafen; aber sein Unglük hatte ihm den Muth, wenn auch nicht den Stolz auf seinen Rang, genommen. Er sah einige Augenblike den Liebenden schweigend zu; dann gieng er auf Klairant los, und zwang sich, seinen Unwillen zu verbergen. Sieh da, Klairant, sagte er mit zweideutiger Stimme: — wie treffen wir uns hier? Klairant war ganz in das Anschauen der Thränen, die über Klarens blasse Wangen herabflossen, verloren, und hörte den Vicomte nicht. Klara! sagte er von Zeit zu Zeit, mit der zärtlichsten, rührendsten Stimme. Aber der stolze Vicomte blieb ungerührt. Er faßte Klairant

bei der Schulter, schüttelte ihn heftig, und wiederholte seine Frage. Jezt wendete Klairant sich um, erblikte den Vicomte, sprang auf, zog auch Klaren in die Höhe, und stellte sich vor sie. Er sagte, auf seine Geliebte zeigend, zwar mit gemäßigter Stimme, aber doch fest: „dahin hat es Ihre Grausamkeit gebracht! Aber von jezt an, bei dem ewigen Gott! ist sie mein.“ Er umfaßte Klaren mit dem einen Arm, und hielt den andern, halb drohend, dem Vicomte entgegen. „Wagen Sie es nicht, Hand an das Mädchen zu legen; Sie hätten es sonst mit mir zu thun, mit der entschiedensten Verzweiflung! Mein Leben ist mir nichts werth, gar nichts, nicht das Sandkorn, das mein Fuß tritt. Hier, wo unmenschliche Geseze für Sie sprechen, hier, oder vor den Augen aller Fürsten, überall, schlag' ich meinen Arm um diesen leidenden Engel, den Ihr barbarischer Stolz hingerichtet hat; und wehe dem, der es wagen wollte, mich von ihr weg zu reissen! Sie ist mein! Klara, du bist mein!“ — Dieser feste, entschlossene Ton brachte den Vicomte aus aller Fassung.

Klara lehnte jezt ihren Kopf sanft auf Klairants Schulter, und sagte: „o Gott, Klairant! du liebst mich noch? du bist mir treu gewesen?“ — Er lächelte; hast du wirklich daran gezweifelt?... Sieh, Klara, grausame Menschen haben unsere Briefe aufgefangen, weil sie uns trennen wollten. Deinen lezten Brief bekam ich endlich. Nun

bin ich hier, dich zu retten, oder mit dir zu sterben.

Jezt näherte sich Klarens Mutter mit sanft benezten Augen. Sie nahm die Hand des Vicomte, und sagte bittend: theurer Mann, laß doch Einen von uns glüklich werden! — Er riß seine Hand los, und gieng den Plaz auf und ab. Klara eilte ihm nach, warf sich vor ihm nieder, und bat ihn rührend um seine Einwilligung. Ihre Mutter faßte zum zweitenmale seine Hand; er riß sich aber wieder los, und rief: nimmermehr sollt ihr mich dahin bringen, in meine Schande zu willigen. Steh auf, Thörin! du knieest vergebens! — Jezt sprang Klairant hinzu, hob Klaren auf, und sagte stolz: „kniee vor Gott, der dir dein Herz gab, und mir den Muth, dich zu besizen. Klara, bist du mein? Hier stehen wir: dort dein Vater, hier ich. Wähle! Bist du mein? — Klara warf sich in die Arme des Geliebten. Der Vicomte sprang hinzu. Klairant trat ihm entgegen, und sagte: „Jezt, Herr Vicomte, ist sie mein! Klara, sag deiner Mutter Lebewohl!" Klara sank weinend vor ihr nieder. Die Mutter drükte sie an ihr Herz, und sagte leise: geh, mein Kind. Mit dir verliere ich meine lezte Freude; aber geh, und sei glüklich in den Armen eines Mannes, der dich liebt!

Thörichter Mensch, sagte der Vicomte, laut und bitter lachend: wohin willst du gehen? Je-

des Gesez nimmt meine Rechte in Schuz; und ich schwöre dir, du Elender, daß ich alles Mögliche thun werde, dich ganz unglüklich zu machen. Ewiges Gefängniß soll die Strafe deiner Unverschämtheit werden! — „Herr Vicomte, zuerst wäre es noch die Frage, ob die Geseze nicht eine Liebe beschüzen würden, welche Jeder billigt, nur Sie nicht, eine Liebe, die Ihre Tochter aus dem Abgrunde des Elendes und der Armuth rettet. Aber, Herr Vicomte, thun Sie, was Sie wollen! Klaren lasse ich nicht anders als todt aus meinen Armen. Soll sie geopfert werden, so will ich sie opfern. Hören Sie, Herr Vicomte, was ich zu thun entschlossen bin. Ich gehe mit Klaren, und vertheidige sie, so lange mein Arm noch Kraft hat; kann ich es nicht länger, so soll ein Stoß in ihre Brust ihr Leben und ihr Elend endigen. Mich schleppe man dann auf das Blutgerüst. Ich werde um weiter nichts bitten, als daß Sie auf Ihre ermordete Tochter, und dann auf mich, wenn ich in Ketten size, einen Blik werfen müssen. Das soll Ihre Strafe seyn! . . . Haben Sie mich verstanden?“ Der Vicomte gieng in einem heftigen Kampfe mit sich selbst umher. Klairant warf sich vor Klarens Mutter nieder, küßte weinend ihre Hand, sprang dann auf, und faßte Klaren an, um mit ihr wegzugehen. Klara strekte die Hände bittend nach dem Vicomte aus, und rief mit Schluchzen: o, mein Vater!

Mein Fluch begleitet dich, du Elende! rief der Vicomte. — Und mein Segen, liebe Tochter! rief jezt die Mutter in Leidenschaft. Geht, und seid glüklich! Geht meine Kinder! mein Sohn, Klairant! meine Tochter, Klara! geht! — „So bin ich gesegnet, und endlich glüklich!“ sagte Klairant, umfaßte seine Geliebte, die noch immer weinend da stand, und führte sie die Stufen hinunter, aus dem Thale. Sie gieng stumm, weinend, und mit zögernden Schritten neben ihm her. In dem Schatten eines Baumes blieb er stehen, und sagte: Klara, bereuest du es, mir gefolgt zu seyn? . . . Ich will nicht auf Kosten deiner Ruhe glüklich werden. „Klairant,“ erwiederte sie: „bereuen? Stürze dich da in den Fluß; ich springe ohne Zögern dir nach, und finde den Himmel in den Wellen. Aber, ach! mein Vater arm, hülflos; meine Mutter . . . Beide dem bittersten Mangel ausgesezt. Klairant! und in diesen Umständen soll ich sie verlassen! Das thut mir weh!“ — Klairant schloß sie in seine Arme. Klara, wenn das dein Kummer ist, so trokne dein Auge. Ich habe Geld genug, deine Eltern lange vor Noth zu schüzen.

„Nun, so komm, mein Klairant! so komm! Laß uns eilen!“ Sie hängte sich in seinen Arm, gieng längs dem Flusse hin, und war nun bald in Heidelberg. Er führte sie in ein Gasthaus am Ende der Stadt, und gieng dann nach der Post, sein Geld zu holen. Die Hälfte, eine sehr be-

trächtliche Summe, siegelte er ein, legte sie Klaren auf den Schooß, und sagte: für deine Eltern. Jezt überlegte man, wie das Geld in ihre Hände zu schaffen wäre. Klara kam auf den Einfall, es ihrer Mutter selbst zu bringen, um dabei vielleicht etwas von den Absichten ihres Vaters zu erfahren. Klairant kaufte ihr die Kleidung einer Magd, damit sie unerkannt bliebe. So schlich sie Abends an seinem Arme, mit dem schweren Paket Geld in der Schürze, um das Haus her, worin ihre Eltern wohnten. Endlich bemerkte sie die Tochter vom Hause, und sprach einige Worte mit ihr. Nach einigen Minuten giengen Klara und Klairant in das Haus auf ein Hinterstübchen, und fanden da ihre Mutter.

Sie blieben eine Stunde in süsser Rührung mit ihr beisammen. Dann gab Klara ihrer Mutter das Geld. — Klairant, sagte diese weinend: ihr behaltet doch für euch? O, mein Sohn, laß Klaren nicht Noth leiden! — Klairant beruhigte sie über ihre Sorge, und sagte ihr, daß er mit Klaren fürs erste bei Lautern in einer abgelegenen Hütte wohnen wollte, bis die Umstände sich änderten. Dann nahmen alle Drei mit Thränen der Liebe und Wehmuth von einander Abschied. „Schreib mir nicht, mein Kind,“ sagte die Mutter noch zulezt: „denn ich fürchte . . . Aber fragt ihr zuweilen auf der Post in Lautern nach. Ich weede euch Nachricht geben, wie es uns geht.“

Meine Schwester! sagte Klairant im Gasthofe, und Klara erröthete. Man gab ihr ein besonderes Stübchen. Am folgenden Morgen pakte sie ihre Wäsche ein, welche die Mutter noch am späten Abend geschikt hatte. Sie zeigte sich ihrem Klairant in einem niedlichen Anzuge, halb Bäuerin, halb Städterin. Klairant faßte sie entzükt in seine Arme, und küßte ihre Lippen, die schon jezt wieder anfiengen zu blühen. Nun wollten Beide fort; aber es kam ein Billet, worin Klarens Mutter den Wunsch äusserte, ihre Kinder noch einmal in der Kirche zu sehen. Sie eilten dahin. Nach der Messe führte die Mutter sie in das Haus des Geistlichen, und gab diesem ihre Erlaubniß zur Trauung schriftlich. Er segnete die beiden Liebenden ein, und sie umarmten dann einander und die gütige Mutter mit gerührter Freude. „Nun geht,“ sagte die Mutter; „geht, meine Kinder. Was ich nicht zu erleben hoffte, hab' ich erlebt; ich bin bei deiner Trauung zugegen gewesen.“

Klairant gieng an der Seite seiner jungen Gattin, mit Augen, aus denen der Himmel strahlte, durch die Stadt, und dann bald, unter zärtlichem Geschwäz und Liebkosungen, nach Mannheim, wo der freundliche Maimorgen den Glüklichen in den Armen seiner hold verschämten jungen Gattin erwachen sah. Jezt waren alle ihre Wünsche, alle geheimen Hoffnungen ihrer Her-

zen, die sie kaum zu denken gewagt hatten, so schön, so gänzlich erfüllt.

Nun giengen sie endlich ihrer Einsamkeit, ihrem von allen Menschen abgesonderten Leben, das sie sich in so vielen Stunden als das schönste auf Erden gedacht hatten, entgegen. Welch eine Reise! Sie sezten sich oft unter blühenden Bäumen, in denen Nachtigallen schlugen. Da sassen sie neben einander mit lächelnden Bliken, Hand in Hand, und Auge in Auge. Sie sahen nur sich, niemanden von denen, die vorübergiengen.

Endlich erreichten sie Lautern. Hier ließ Klairant seine Klara bleiben, und gieng zu seinem Wildhüter, der sich herzlich freuete, ihn wiederzusehen. Er traf mit einigem Gelde in aller Geschwindigkeit die nothwendigsten Einrichtungen, und schon am folgenden Tage führte er seine Geliebte in die neue Wohnung, die ihr ein Tempel des Glükes schien.

Klara bereitete noch diesen Abend eine kleine Mahlzeit, und Beide waren glüklich wie fröhliche Kinder. Mit der süssesten Freude, die nur das befriedigte Herz geben kann, warfen sie sich auf ihr kleines Lager. Sie schlummerten — süsser hat nie ein Glüklicher geschlummert — bis der Gesang der Vögel von den nahen Bäumen sie wekte. Dann giengen sie wieder Hand in Hand, heiterer und schöner als der

Frühlingsmorgen, der sie umstrahlte, wie zwei selige Wesen in dem Gefühl ihrer Unschuld und ihres Glükes, eben so glüklich, so unschuldig, wie die ersten Menschen, aber noch zärtlicher, unter dem Laubdache der Bäume umher. Endlich riß Klara sich aus Klairants Armen, trug einen kleinen Tisch aus der Hütte hervor, und sezte das einfache Frühstük auf. Klairant half ihr, betrachtete sie dann mit liebe- und freudetrunknen Bliken, wie sie kam und gieng, noch etwas zu holen, drükte sie an sein Herz, und konnte keine Worte finden, ihr zu sagen, wie glüklich er sich fühlte.

Nach dem Frühstüke trug Klara den Tisch wieder hinein. Beide giengen dann auf das kleine Stükchen Gartenland, das an die Hütte stieß, und gruben ein wenig an einem Bette, das sie mit Erbsen bepflanzen wollten. Klara sann nach, ob sie nichts wüßte, das noch zu ihrer glüklichen Haushaltung gehörte. Nachmittags zündete sie Feuer an, sezte Wasser bei, streifte ihre Aermel bis an die Schultern auf, und wusch ein Paar Tücher für ihren Klairant. Er stand neben ihr, und betrachtete die weissen schönen Arme seiner Klara mit Bliken — mit fröhlicheren kann der geliebteste König seine Huldigung nicht sehen. Er störte sie, Troz ihrem Verbieten, jede Minute, und seine Lippen waren noch geschäftiger, als ihre schönen Arme. So brachten sie den

ganzen Tag damit zu, immer neue kleine Arbeiten zu erfinden, die ihnen, weil sie jede mit einander theilten, neue Quellen des Vergnügens, neue Feste der Liebe, wurden. Einen glüklichern Tag können nie zwei Menschen gehabt haben, als heute Klairant und seine Geliebte. Schon lange schlief ihr alter Wirth: da sassen sie noch, horchten auf den Gesang der Nachtigall, und sahen einander die Strahlen der hellsten Sterne in den Augen funkeln; nur die kältere Nacht trieb sie endlich auf ihr ruhiges Lager.

Schon am folgenden Tage besuchte unsre Liebenden die alte verfallene Burg Hohenek auf dem hohen Berge. Mit seelenvollem Vergnügen saß Klara neben Klairant zwischen den zertrümmerten Säulen, oder stand neben ihm am Abhange, und ließ ihre Blike in den nahen Thälern umher schweifen. Dann saß sie wieder mit ihm tief verborgen im Gesträuch, lehnte ihre Wange an seine Brust, und sagte gerührt; „auch hier wohnten vielleicht einmal glükliche Liebende. Warum, mein Klairant, ist alles so vergänglich!"

So verflossen ihnen die Tage unter Freude und Genuß. Sie hätten ihre glükliche Hütte mit keinem Pallaste vertauscht, und begriffen jezt nicht, wie Menschen, wie Gesellschaft Bedürfniß seyn könne. Mit ihren Liebkosungen, ihren Spielen, ihren einfachen Freuden, waren sie einander völlig genug, und fühlten nie, daß ihnen irgend etwas fehlte. „O, wie wenig be-

darf der Mensch!" sagte Klara hundertmal; und sie jauchzte, als ein Brief ihrer Mutter ihnen noch die tiefste Verborgenheit anrieth. „Der Vicomte," sagte die Mutter, „hat an alle seine Bekannten geschrieben, daß sie euren Aufenthalt erforschen sollen. Hütet euch also, meine geliebten Kinder! Ein Befehl, durch den Klairant verhaftet würde, ist in den jezigen Zeiten leicht zu erhalten. Euer Unglük wäre entschieden und groß, wenn man euch entdekte."

Die beiden Liebenden giengen von jezt an weniger aus; sogar ihren Lieblingsort, die alte Burg, vermieden sie, oder schlichen sich doch hinan, ohne das Dorf am Fusse des Berges zu berühren: denn Klarens schlanke, reizende Gestalt war den Einwohnern schon einmal aufgefallen. Der einzige Mensch, den sie, ohne sich zu fürchten, sahen, war ihr alter Wildhüter. Sie bekamen nach und nach immer mehr Zutrauen zu dem Manne, und die gutmüthige Klara entdekte ihm, weil er so treu und ehrlich war, sogar einen Theil ihrer Geschichte.

Klara glaubte sich in ihrer Hütte so sicher, als ob ein Meer sie von den Menschen trennte; Klairant bei weitem nicht so: er schrieb nach Chatillon an seinen Oheim, auf den Fall, daß dieser etwa noch lebte, und auch nach Verdun an einen Verwandten, um sich zu erkundigen, ob er wohl seine Gattin mit Sicherheit in sein Vaterland zurükbringen könnte. Er war Wil-

lens, die Antwort in der Hütte des Wildhüters abzuwarten, und, wenn sie ungünstig wäre, sich mit seinem Vermögen in den nördlichen Theil von Deutschland zu flüchten, wo er die Nachforschungen des erbitterten Vicomte nicht fürchten dürfte. Auf dem Schauplaze des Krieges oder in dessen Nähe, schien es ihm, als der erste Rausch seines Glükes verflogen war, überall zu unsicher. Doch sagte er Klaren nichts hiervon; er wollte sie nicht unruhig machen, und wußte überdies, daß es ihr gleich galt, an welchem Orte der Welt sie mit ihm lebte.

Eines Abends kam ihr Wildhüter nicht zu Hause. Sie hofften bis Mitternacht vergebens auf ihn; und auch den folgenden Morgen, den folgenden Abend ließ er sich nicht sehen. Klara erinnerte sich, daß er seit einigen Tagen sehr unruhig geschienen hatte; doch errieth man die Ursache seines Verschwindens noch immer nicht. Jezt mußte Klairant sich entschliessen, selbst nach Lautern zu gehen, um Lebensmittel zu holen. Er rieth Klaren, die Hütte indessen verschlossen zu halten, und wollte, der Sicherheit wegen, sein Geld noch mehr verbergen; aber — er fand kaum noch den zehnten Theil der Summe. Mitten in seinem Schreken, dachte er sogleich, daß ohne Zweifel der Wildhüter das Uebrige gestohlen hätte. Nun war sein Glük zertrümmert; wie sollte er Klaren ernähren?

Klara kam endlich, ihn zu holen. Sie schrie

auf, als sie ihn starr, wie eine Bildsäule des Schrekens, da stehen sah. „O Gott, Klairant! was ist dir?“ — Wir sind unglüklich! rief er, und drükte sie zitternd in seine Arme. Klara ließ sich erzählen, und fragte dann: „wie lange, lieber Klairant, können wir von dem Gelde wohl noch leben? versteht sich, wenn wir uns bis auf das Nothwendigste einschränken.“ — Höchstens, antwortete er seufzend, noch zwei oder drei Jahre. — „O Klairant!“ sagte Klara nun muthig, und drükte ihn an ihr Herz: — „noch drei Jahre so glüklich! Und wenn ich dann auch vor Hunger in deinen Armen stürbe; ich wollte ohne Klagen meinen Geist verhauchen!“ Sie führte ihn vor die Thür der Hütte. „Klairant, sieh, die Sonne soll uns noch drei Jahre leuchten, dreimal drei hundert fünf und sechzig Tage; und so lange werden wir glüklich seyn. Ueberrechne die Minuten, Klairant; und wie viel Glük hat nicht jede für uns! Willst du über das Schiksal klagen, das uns Millionen Minuten glüklich zu seyn, und nur Eine zu sterben giebt? Wir haben Brod, ein Dach, und Herzen voll Liebe! Sei ruhig, wie ich es bin!“

O Klara, sagte Klairant, bist du nur ruhig, so will ich nicht klagen. Er verbarg das Geld in den Boden der Hütte, warf dann seine Kleidung ab, zog den Rok an, den der Wildhüter zurükgelassen hatte, und gieng so nach Lautern, um Lebensmittel einzukaufen. Klara kam ihm,

völlig wie eine Bäuerin gekleidet, mit einem Tragekorbe entgegen, und rief ihn an, als er, in Gedanken verloren, neben ihr vorübergehen wollte. Beide giengen so heiter zurük, als hätten sie nichts verloren und nichts zu befürchten.

O, was ist das Schiksal der Menschen! Erst zwei Monate, die schönsten des Jahres, hatten die Liebenden hier gewohnt, als der Schlag fiel, der ihr Glük und sie selbst vernichtete. — Der Vicomte sah an der Ruhe seiner Frau, daß sie Klarens Aufenthalt wissen mußte. Es verdroß ihn jezt eben so sehr, daß er von ihr und seiner Tochter überlistet, als daß sein Name, wie er glaubte, beschimpft war. Jezt kam Eigensinn zu seinem Stolze; und mürrische Laune über sein Schiksal gab diesem Eigensinne die Schärfe des bittersten Hasses. Er glaubte in einem Kampfe mit seinem Schiksale zu seyn, und wollte wenigstens Einmal siegen. Jezt belauschte er die kleinsten Handlungen seiner Frau. Endlich sah er sie heimlich schreiben, und einen Brief siegeln. Er gieng zu dem Postmeister, einem Bekannten von ihm, forderte den Brief an Klairant, der so eben gebracht sei, und bekam ihn sogleich. Aus dem Briefe sah er, daß Klairant mit Klaren bei Lautern in einer Hütte wohnte. Nun schrieb er an einen seiner vertrauten Freunde bei der Armee, entdekte ihm alles, theilte ihm seinen Plan mit, und bat ihn um Hülfe bei der Ausführung desselben.

Als Klairant auf dem Wolfsbrunnen Klaren entführte, hielt der Vicomte ihn nicht zurük, wahrscheinlich weil das Bewußtseyn, er könne seine Tochter nicht länger ernähren, ihn nicht zu einem Entschlusse kommen ließ, und ihn abhielt, seine Vaterrechte geltend zu machen. Jezt aber sah er mit Verwunderung in den Händen seiner Gattin eine beträchtliche Summe, die ihn lange Zeit vor allem Mangel sicherte. Zu gleicher Zeit bekamen auch die schon erstorbenen Hoffnungen, wieder Herr seiner Güter in Frankreich zu werden, neues Leben. Nun erwachte das Verlangen, seine Tochter von Klairant zu trennen, mit neuer Stärke.

Eines Abends, als die jungen Eheleute schon auf ihrem Lager ruheten, pochte man ungestümm an die Thür der Hütte. Klairant öffnete, und fragte, wer da sei. Etwa sechs Soldaten verlangten einen Boten, der sie durch den Wald nach Pirmasens führen sollte. Klairant sagte ihnen: er kenne die Wege hier nicht. Wer bist du denn? fragte der Anführer dieser Leute, und Klairant wurde verlegen. Man gieng nun in die Hütte, und fragte schärfer. Klairant erfand eine Fabel. „Wohl," sagte der Offizier, (dafür erkannte ihn Klairant): „du bist ein Franzose, und, wie du sagst, nicht Soldat. Was denn? Das ist genauer zu untersuchen. Du mußt mit uns, in das Hauptquartier." Bei diesen Worten stürzte Klara mit lautem Angstgeschrei aus

der Kammer hervor, und in Klairants Arme. Ein Soldat zündete Licht an. Der Offizier betrachtete Klaren, schien sich zu besinnen, und sagte: „das Gesicht habe ich irgendwo gesehen.“ Klara fieng an zu sprechen. Der Offizier betrachtete sie noch immer; und sagte endlich: „ganz gewiß! die Tochter des Vicomte du Plessis! ... Wie kommen Sie hierher? in diese Hütte, in diese Kleider, zu diesem Menschen?“

Klara beschwor den Offizier mit heissen Thränen und Klagen, ihr Glük nicht zu stören. Er wurde gerührt, und sezte sich zu ihr nieder. Sie und Klairant erzählten ihm ihre Geschichte. „Ich glaube Ihnen,“ sagte der Offizier; „allein — so leid es mir auch thut — den jungen Menschen, den Sie Ihren Mann nennen, muß ich in das Hauptquartier schiken.“ Klara schrie ängstlich auf. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ sagte er dann, um Klaren zu beruhigen, „daß ihm nichts Böses widerfahren soll. Meine Dienstpflicht befiehlt mir, was ich thue. Es dauert aber höchstens einen Tag. Sie werde ich zu Ihrer Mutter bringen; und, wenn Sie wollen, sogar ohne daß Ihr Vater etwas davon erfährt.“

Man bat, man weinte; aber vergebens. Klara wurde in eine Chaise gesezt, die der Offizier zum Glük in der Nähe hatte; und Klairant mußte mit in das Hauptquartier wandern. „Lieber junger Mann,“ sagte der Offizier, „Ihre schöne Frau fährt nach Heidelberg zu ihrer Mutter; und

Sie gehen nach dem Hauptquartiere, etwa vier Stunden weiter, nach Philippsburg zu. Das ist fast derselbe Weg. Nachher holen Sie Ihre Frau von Heidelberg ab, und gehen, wohin Sie wollen. Aber, ich bitte Sie, halten Sie Sich nicht wieder so nahe bei der Armee auf, wenn Sie nicht Lust haben, alle Tage einmal in das Hauptquartier zu wandern!" — Klairant drükte seine Geliebte noch einmal an seine Brust, und sagte leise: habe Muth, Klara. Hier oder auf dem Wolfsbrunnen findest du mich wieder, wenn man dich etwa wegschleppt! Sobald ich frei bin, suche ich dich auf, oder du mich. — Klara küßte ihn weinend, und man konnte sie kaum aus seinen Armen reissen. Der Offizier versicherte noch einmal, daß Klairant vielleicht schon diesen Abend in Heidelberg seyn werde.

In Grabe, wo das Französische Hauptquartier war, lernte ich Klairant kennen. Seine Begebenheit, die sehr romanhaft erzählt wurde, machte Aufsehen. Man sprach dort, und auch im Lager am Rheine, viel von dem jungen Franzosen und der schönen Französin, die im Gebirge, wie ein Paar Wilde, gelebt hätten. Dadurch wurde meine Neugierde rege. Ich gieng in das Ordonnanzhaus, wo Klairant saß, und fand einen jungen Mann mit sehr interessantem Gesichte, worin ein sonderbarer Zug von Schwermuth und hoffender Geduld lag. Als ich ihn theilnehmend fragte, ob er schon verhört sei, antwortete er

mit schwermüthigem Tone, und die Achsel zukkend: „wird man mich verhören? und wird man mich unschuldig finden wollen, wie ich es bin? . . . Sie scheinen ein menschlicher Mann zu seyn. Ich bitte Sie, schaffen Sie mir doch Nachricht von einem Sohne des Vicomte du Plessis, oder, noch besser, suchen Sie es möglich zu machen, daß ich ihn selbst sehen kann.“ Ich versprach, mir Mühe zu geben, und hatte den Sohn des Vicomte in Kurzem gefunden. Diesen bat ich: er möchte mit mir gehen; ein Arrestant wünsche ihn zu sprechen. Als ich wieder zu Klairant kam, sah ich eine rührende Scene. Die beiden jungen Leute waren, als sie einanden erblikten, wie vom Blize getroffen. Sie staunten sich einige Sekunden schweigend, ohne Bewegung an; doch, nach ihren Bliken zu urtheilen, hatten ihre Seelen sich schon längst in einander ergossen. Dann fielen sie einander in die Arme, und blieben in dieser Stellung, bis sie sich trennten. Lange ertragene Noth lag in des jungen du Plessis; Unruhe, Furcht vor Elend, in Klairants Gesichte. So wie sie aber leise mit einander sprachen, verwandelte sich nach und nach der Gram in reine Heiterkeit, der Unmuth in süssen Genuß. Sie mußten einander verlassen, weil den jungen du Plessis Dienstgeschäfte riefen. Jezt wurde Klairants Ungeduld wieder stärker und sichtbarer. Ich versprach, alles was ich nur könnte zu thun, daß er zum Verhöre

käme. Damit ich etwas für ihn zu sagen hätte, erzählte er mir, auf meine Bitte, seine Geschichte.

Wozu sollte ich es läugnen? Ich schäme mich nicht, jedes nicht strafbare Mittel zu benuzen, um das Unglük eines Andern zu enden. Mit nassen Augen und gedrüktem Herzen, gieng ich zu der hübschen Kammerjungfer der schönen Frau von * * *, und erzählte ihr im Vorzimmer meine Geschichte. — O, sagte das Mädchen mit Thränen auf den Wangen, die mir nun noch schöner zu seyn schienen, als vorher: „der arme junge Mann! Und er sizt im Gefängnisse, weil er so treu war?“ — Weil er so treu war. — „Das ist himmelschreiendes Unrecht! . . . Wenn wir ihn nur los hätten!“ — Eben das ist mein Wunsch. — „Warten Sie. Die gnädige Frau kennt den * * *; der soll ihn wohl los machen.“ Sie gieng hinein zu ihrer Gebieterin. Bald wurde ich gerufen, und mußte aufs neue erzählen. Frau von * * * hörte aufmerksam zu, und auch sie fragte, als ich fertig war: „wie? weil er seiner Gattin so treu ist?“ — Ja, gnädige Frau; und nur auf Sie sezt er alle seine Hoffnung.

Ich mußte manchen Umstand noch einmal und weitläuftiger erzählen. Endlich forderte sie Feder und Tinte, schrieb ein Billet an den * * *, und schikte sogleich einen Bedienten damit weg. Nicht lange, so kam die Antwort. Die schöne

Frau von *** lächelte, und sagte: „er ist frei! hier!“ Sie gab mir einen schriftlichen Befehl an den wachthabenden Offizier, worin dieser angewiesen wurde, Klairant sogleich gehen zu lassen, wohin er wolle. „Auch wird Ihr Gefangener,“ sagte die Frau von ***, „einen Paß in bester Form bekommen, der ihn für die Zukunft sichert.“ -- Ich danke ihr, und wollte gehen; sie hielt mich aber noch auf, und sagte: „ich bin doch neugierig den jungen Mann kennen zu lernen.“ — Weil er seiner Geliebten so treu war?! sagte die Kammerjungfer, in einem Tone, der halb Verwunderung ausdrükte, und halb wie eine Frage an ihre Gebieterin klang. Frau von *** sah das Mädchen an, seufzte ein wenig, und sagte: „nein, lassen Sie ihn nur reisen. Es ist besser, daß ich ihn nicht sehe; er wird Eil haben.“

Nach einigen Minuten war Klairant in Freiheit, und ich gieng mit ihm nach Heidelberg. Unterwegs erzählte er mir seine Geschichte ausführlicher, und zeigte mir Klarens Briefe, die er in einer Brieftasche auf der Brust trug. Ich äusserte den Verdacht, daß der Vicomte du Plessis ihn habe aufheben lassen, um ihn von seiner Tochter zu trennen. „Das ist sehr möglich,“ erwiederte er seufzend. „Nun, Gott Lob, daß er es nicht früher gethan hat! . . . O!“ sagte er mit Heftigkeit, und schlug die Hände zusammen: — „nur Einen Augenblik zum Sterben,

meintest du, Klara? Ich bin millionenmal gestorben in diesen drei Tagen!"

So sehr er eilte, so folgte ich ihm dennoch, weil ich begierig geworden war, seine Klara zu sehen, die er mir als das reizendste Weib beschrieb. Er blieb vor der Stadt. Ich allein gieng hinein, und erkundigte mich in dem Wirthshause, das er mir genannt hatte, nach der Familie des Vicomte. Man sagte mir, er wäre gestern, eine Stunde nach der Ankunft seiner Tochter, abgereist. Als ich mit dieser Nachricht zu dem armen Klairant kam, sagte er seufzend: „ich dacht' es; denn war ein solches Glük für dieses Leben? O," — mit aufgehobnen Händen — „welche Tage, Stunden, Minuten! Schon Eine hatte den Werth des Himmels!" — Er ließ den Kopf auf die Brust niedersinken, und verlor sich in stilles Nachdenken, bei dem ihm Thränen über die Wangen flossen. Ich weiß nicht, ob das Andenken an sein Glük, oder sein Gram ihm diese Thränen abpreßte; er lächelte dabei, wie ein Mensch, der einen angenehmen Traum hat.

Ich versuchte, ihn mit Hoffnungen zu trösten. Er sagte aber: „Hoffnungen? daran fehlt es mir nicht. Ich werde, ich muß sie wiedersehen. Aber wie soll ich ihre Abwesenheit ertragen! wie sie die meinige!" — Er nahm die Briefe seiner Klara aus der Tasche, und las mir mit leiser,

gedämpfter, schmerzlicher Stimme den Schluß des einen vor; nemlich die Worte:

> Ta Claire, cher Clairant, est un être fragile!
> Ton sein ou mon tombeau, voilà mon seul asyle! *)

„Das ist es!“ fuhr er fort. „Jeder Augenblik, den ich von ihr getrennt bin, zerreißt einen Faden ihres zarten Lebens. Die Angst um mich, die Härte ihres Vaters, das Leiden ihrer Mutter — ach!“ — Er stand auf und troknete sich die Thränen, die häufiger hervorbrachen, mit seinem Taschentuche ab. Ich fragte ihn, wohin er wollte. — „Hier in der Gegend will ich bleiben. Auf dem Wolfsbrunnen sah ich sie zuerst wieder; und da hoffe ich, sie auch diesmal zu finden.“ Ich begleitete ihn dahin. „Hier stand sie,“ sagte er, und führte mich an das Bassin — „hier stand sie, als ich herauf trat; hier sank ich zu ihren Füssen nieder!“

Klairant zog in eine der Hütten, die unten längs dem Nekar am Wege stehen. Den Tag über war er auf dem Wolfsbrunnen, oder schweifte in der Gegend umher, und suchte seine Geliebte; Abends kam er mit traurigem Kopfschütteln zurük. Ich blieb acht Tage bei ihm, weil sein Schiksal mich äusserst interessirte. Dann verließ ich ihn unter herzlichen Umarmungen,

*) Seite 78.

und mit Thränen in den Augen. Beim Abschiede fragte ich ihn: wo werde ich Sie wiedersehen? „Wo?“ erwiederte er lächelnd. „Finde ich meine Klara, so verberge ich mich mit ihr, — wo die Grausamen uns nicht verfolgen können. Finde ich sie nicht,“ — er wendete sein nasses Auge zum Himmel — „so verlebe ich den kleinen Ueberrest meiner Tage hier, oder in der Hütte des Wildhüters, oder in der Silberschmelze bei Embs. Da war ich glüklich!“ Ich verließ ihn, weil mich andre Pflichten riefen. Als ich vierzehn Tage später wieder nach Heidelberg kam, fand ich ihn auf dem Wolfsbrunnen.

Klairant hatte nur allzu sehr Recht, als er befürchtete, daß der Gram Klarens zartes Leben zerreissen würde. Der Offizier brachte Klaren nach Heidelberg zu ihren Eltern. So bald sie sah, daß ihr Weinen und ihre Bitten nichts halfen, wurde sie still, und, wie es schien, sogar ruhig. Sehen Sie wohl? sagte der Offizier; es ist so schwer nicht, sich auf einige Tage von einem Geliebten zu trennen! — Klara lächelte, und erwiederte sanft: „wenn Sie wüßten, mein Herr, was Sie thun, Sie thäten es nicht. Nicht wahr, mein Vater hat mich holen lassen? Ich kenne ihn; er ist hart genug, mich lieber im Sarge zu sehen, als in den Armen der Liebe. Doch Sie, mein Herr, Sie! O gebe der Himmel, daß Sie mein Schiksal nie erfahren!“ — Der Offizier wurde gerührt; aber er mußte ge-

horchen, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß es so schlimm nicht seyn würde. Klara versank den lezten Theil der Reise in stillen Kummer, und zuweilen lächelte sie sogar. Nun zweifelte ihr Führer vollends nicht mehr, daß alles gut gehen müßte.

Als der Wagen vor der Wohnung ihres Vaters hielt, fuhr sie ein wenig zusammen. Der Vicomte empfieng sie mit einem stolzen, verachtenden Lächeln. Sie sah ihn bescheiden an, als sie neben ihm aus dem Wagen stieg. — Nun? fragte er endlich; bist du deiner Thorheiten müde? — „Ich bin Klairants Frau,“ antwortete sie ruhig. — Frau? wie? Frau? Nimmermehr! — „Gewiß, seine Frau, seine angetrauete Frau.“ — Klara! Klara! sagte der Vicomte mit erstiktem Zorne. Sie giengen Beide die Treppe hinauf, und der Offizier, der Klaren gebracht hatte, folgte ihnen. Klara! seine Frau? Sag! seine Frau? — „Ich könnte Ihnen den Trauschein zeigen.“ — Du seine Frau? Nun denn, beim Himmel! dann auch bald seine Wittwe! — Klara blieb neben ihrem Vater auf der Treppe stehen, und wendete ihr Gesicht zu ihm hin. Der Vicomte erschrak, als er die schönen, jezt von Leidenschaft glühenden Wangen seiner Tochter auf einmal bleich werden sah; aber noch mehr, als auch ihre Lippen erblaßten, als ihr Auge erlosch, als sie schwankend in seine Arme fiel. Er trug sie mit Hülfe des Offiziers in

ein andres Zimmer, um seine Gättin, der die Ankunft ihrer Tochter noch unbekannt war, nicht zu erschreken.

Klara lag leichenblaß, und kalt wie ein Marmorbild, auf dem Bette; und nun rang ihr Vater die Hände. Als sie anfieng die Augen aufzuschlagen, entfernte er sich auf die Bitte des Offiziers. Man gab ihr Arznei, und sie erholte sich. Nach einigen Augenbliken, in denen sie sich zu besinnen schien, bat sie, daß man ihren Vater rufen möchte. Er sah seine Tochter ruhig auf dem Bette sizen, ja, eine Art von Heiterkeit aus ihrem Gesichte strahlen. Diese Folge einer sehr exaltirten Phantasie hielt er für wirkliche Ruhe; und nun war die Furcht, die ihre Ohnmacht bei ihm erregt hatte, auf einmal gänzlich verschwunden. Er sezte sich wieder mit spöttischem Lächeln an das Bett, und machte ihr bittre, schneidende Vorwürfe. Sie hörte eine Weile ruhig zu; dann sagte sie: Vater, ich glaube, wir Beide sind entschlossen, unsern Weg zu gehen. Mir gebietet jezt die Pflicht eben so stark, wie mein Herz. Und Sie? O, wüßten Sie, was ich empfinde, gewiß, Sie ... Alle meine Hoffnungen sind am Ziele meines Weges. Ich muß sie erreichen, — oder verzweifeln. Ich betheure Ihnen, mein Vater, nichts in der Welt kann mich aufhalten. Alles wage ich, um meinen einzigen Wunsch, den Besiz meines Mannes, zu erlangen. Sie sagten, dünkt mich,

etwas von Wittwe. Glauben Sie mir, Vater, das werde ich nicht. Man kann Klairant tödten; aber er wird nie eine Wittwe haben: das schwöre ich Ihnen, bei Allem was heilig ist! . . . Sagen Sie mir, mein Vater, was ist Ihre Absicht mit meinem Manne?"

Mit deinem Manne? Du elende, niedrige Seele! Mit deinem Manne? Wohl denn! wir spielen jeder sein Spiel; aber, Tochterchen, du hast das deinige schon verloren. — Mit diesen Worten gab er ihr einen Brief von einem Grossen bei der Französischen Armee; und sie las darin: „der junge Mensch soll Ihnen weiter keine Sorge machen. Ihre Tochter wird ihn nicht wieder sehen, sobald ich ihn in meinen Händen habe." Zitternd legte Klara den Brief zusammen, und gab ihn dem Vicomte mit einem Blike wieder, in welchem er, wenn er nicht sich selbst betäubt hätte, ein zerbrochenes Herz gesehen haben würde. Nach langem Schweigen sagte sie endlich: „und kann ihn nichts retten, mein Vater? auch nicht die Versicherung, daß sein Tod mir das Herz brechen muß?" Der Vicomte lachte höhnend. Wir sind hier nicht auf dem Theater, wo die ungehorsamen Töchter ihre Väter mit solchen Drohungen schreken. Meinethalben magst du sterben, wenn du nicht mit Ehre leben willst! — Klara verhüllte das Gesicht in ihre Deke, und der Vicomte verließ sie.

Am folgenden Morgen brachte er seine Gattin zu Klaren. Sie erstaunte, als sie ihre Tochter erblikte, und sank ihr mit fürchtender Ahnung schweigend an den Busen. „Weinen Sie nicht, meine gute Mutter,“ sagte Klara; „ich bin sehr glüklich gewesen! Jezt sehe ich Sie wieder . . . und klage nicht.“ Diese Ruhe, diese anscheinende Zufriedenheit, täuschte die Mutter; auch konnte sie nicht weiter fragen, da der Vicomte zugegen war. Auf seinen Befehl, mußte Klara sogleich aufstehen und sich ankleiden. Alle Drei sezten sich in einen Wagen, den der Vicomte bestellt hatte, und fuhren nach Schwezingen. Hier traten sie in einem kleinen Hause ab, wo schon alles zu ihrem Empfange in Ordnung war. Klara merkte bald, daß der Vicomte Maßregeln genommen hatte, sie am Entfliehen zu verhindern; denn der Weg zu dem Kämmerchen, das ihr angewiesen wurde, gieng durch sein Zimmer, und er blieb immer zu Hause.

Die arme Klara gerieth bald in den unglüklichsten Zustand. Ihre Einbildungskraft, ihre Nerven waren angespannt, alle Kräfte ihrer Seele und ihres Körpers in der verderblichsten Thätigkeit. Sie dachte nur an Klairant, und hielt ihn für verloren. Man denke sich die fürchterliche Angst, welche die beiden Vorstellungen: „gefangen, ermordet,“ bei ihr erregten. Und diese Angst mußte sie verbergen: ihren Vater, dem sie jezt den entschiedensten Haß gegen sich

zutrauete, wollte sie nicht triumphiren sehen; ihre Mutter, die ohnedies nur Thränen für sie hatte, wollte sie nicht betrüben. Diese fürchterliche Angst, und dieses schmerzliche Bemühen, sie zu verhehlen, nagten wie zwei grausame Geier an ihrem Leben, und mußten es bald vernichten. Klara fühlte das, und freuete sich darüber mitten in ihrem Schmerze. Sie saß stumm, mit fest in einander geschlagenen Händen, da, und lächelte, wie eine entzükte Heilige. Nur von Zeit zu Zeit legte sie die Hand auf ihre Brust, und ihre Miene sagte deutlich, daß sie Schmerzen fühlte. Aber die Mutter ließ sich durch ihr Lächeln täuschen; und sonst bekümmerte sich niemand um die arme Kranke.

Klarens feste Ueberzeugung, daß Klairant gefangen sei, um ermordet zu werden, verhinderte sie an dem Entschlusse, sich ihre Freiheit zu verschaffen. Jugendliche Phantasie, und Schwärmerei der Liebe, der Treue, unterhielten in ihrer Seele den einzigen Wunsch, zu sterben. Sie fühlte ihr Leben schwinden, und gerade das machte ihre Seele heiter.

Schon nach einigen Tagen waren ihre Wangen abgefallen, und eine dunkle heisse Röthe lag bald auf der einen, bald auf der andern. Ihre heftigen Bewegungen, ihre bebende Sprache zeigten, daß sie bald erliegen mußte. Die Mutter fragte mitleidig: bist du krank, meine Tochter? — Klara antwortete jedesmal, freundlich lächelnd:

„nein, liebe Mutter; mir ist sehr wohl." Man ließ den Wurm nagen, weil man ihn nicht bemerkte. Der Vater, der die anscheinende Ergebung seiner Tochter in einem ganz falschen Lichte sah, glaubte sogar, er habe ihre Leidenschaft besiegt, und alles werde sich noch glüklich endigen. Der unglükliche Mann wußte nicht, daß es Herzen giebt, die man nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilen darf. Die Natur, deren Gewalt er verspottete, und für die er nichts thun zu müssen glaubte, bestrafte ihn aber bald dafür, daß er alles nur für sein Vorurtheil, die Ehre, gethan hatte.

Kaum war der Vicomte vierzehn Tage in Schwezingen, so erhielt er einen Brief, der ihm den Tod seines Sohnes meldete. Die Nachricht kam ihm so unerwartet, daß er nicht Herr seiner Empfindungen war, und in der schreklichsten Verzweiflung ausrief: o Gott! mein Sohn! mein Sohn! — Die Mutter sank, ohne Eine Thräne zu weinen, in den Lehnstuhl zurük, und jammerte mit gebrochener Stimme: Herr! dein Wille geschehe! Kaum hatte sie das gesagt, so war sie ohne Bewußtseyn.

Der Arzt, den man rufen ließ, schauderte bei dieser Scene des größten Jammers. Der Vicomte starrte auf Einen Flek vor sich hin, seine Gattin lag im Sterben, und Klara lächelte still, heimlich, wie eine Wahnsinnige. Sie küßte, ohne ein Wort zu sagen, die bleichen Lippen

ihrer Mutter, warf sich vor ihr auf die Kniee, drükte den Mund auf die kalte Hand, und blieb so liegen, bis die Sterbende zum leztenmal geathmet hatte. Dann sezte sie sich schweigend auf einen Stuhl, dem Leichnam ihrer Mutter gegenüber, sah ihn lächelnd an, und rührte die Lippen, als ob sie Gespräche mit ihm führte. Der Vicomte verschloß sich, weil er den Anblik nicht ertragen konnte, in ein Kabinet, bis seine Gattin beerdigt war. Dann kam er wieder zu Klaren in das Zimmer, faßte ihre Hand, umarmte sie zärtlich, und sagte: nun habe ich nur noch dich, dich allein, meine einzige Hoffnung, meine einzige Freude. Liebe Klara, bist du wieder mein Kind? — Klara warf sich mit einer sonderbaren, leidenschaftlichen Heftigkeit in seine Arme, und rief mehr, als sie es sagte: „ja, mein Vater, ich bin Ihre Klara, ich bin Ihr Kind!“ — Nun denn, du versprichst mir also, an den Elenden nicht wieder zu denken? — „An wen?“ fragte Klara; „an meinen Mann? meinen geliebten Klairant?“ — O geh, Elende, Undankbare! sagte der Vicomte mit heftigem Zorne, und stieß sie von sich —: geh! ich habe kein Kind mehr!

Klara sah ihn mit einem Blike an, mit einem Blike — er selbst nannte ihn jammernd späterhin „unbeschreiblich,“ und sagte: ach, ich sehe ihn noch! warum mußte ich einen solchen Blik verkennen! — Sie schauderte zusammen, sezte sich in

den Stuhl, auf welchem ihre Mutter gestorben war, und lächelte mit starren Augen. Ihr Vater glaubte noch immer nicht, daß die Leidenschaft seiner Tochter ihr eine tödtliche Krankheit zuziehen könnte, und sah sie in mehreren Tagen kaum eine Minute. Aus Theilnahme kam ungerufen der Arzt noch einigemale wieder. Er bemerkte an Klaren die wechselnde Gesichtsfarbe, hörte die abgebrochenen Töne des zurükgehaltenen Jammers und sah die seltsamen Blike. Nun faßte er im Gespräche, wie von ungefehr, ihre Hand, hielt sie einige Zeit, und sagte dann: Mademoiselle, Sie sind krank. -- „So?“ erwiederte Klara ganz ruhig; „das glaub' ich wohl.“ — Und dabei sind Sie so gelassen? Ich sage Ihnen, Sie sind sehr krank! — „Ich weiß es,“ sagte Klara wieder eben so ruhig. Der Arzt erkundigte sich nach ihrem Zustande, und schüttelte bedenklich den Kopf, als sie ihn beschrieben hatte.

Er entdekte Klarens große Gefahr dem Vicomte. Dieser sah ihn mit durchdringenden Bliken an, und sagte höhnisch: ja, ja! sie will mich gern davon überreden! Nun, wenn sie krank ist, so geben Sie ihr Arznei. — Der Arzt kam am Abend wieder, sprach Klaren allein, und wollte ihr Medizin verordnen. Sie sagte wieder sehr ruhig: „mein Vater ist nicht mehr reich, und braucht, was er hat, nothwendig. Ersparen Sie ihm unnüze Ausgaben. Ich würde die Arzneien

nicht nehmen, und sie könnten mir auch nicht helfen." — Aber, Mademoiselle, Ihr Leben ist in Gefahr, wenn . . . — „Ich weiß es; mir ist aber so recht wohl. Glauben Sie mir, ich sterbe gern."

Der Arzt gieng zu dem Vater. „Herr Vicomte, ich muß Ihnen noch einmal sagen, daß Ihre Tochter in großer Gefahr ist. Ich begreife nur nicht wie sie dabei so gleichgültig seyn kann. Sie hat ein heftiges Fieber. Die Ursache liegt, glaube ich, in irgend einer Leidenschaft, vielleicht in Gram." — Ist es wirklich so? fragte der Vicomte, und wurde blaß. — „Ja, Herr Vicomte; und beinahe fürchte ich, das Leben Ihrer Tochter ist nicht mehr zu retten. Ich weiß nicht, wie sie in einem solchem Zustande noch ausser dem Bette seyn kann. Aber die Natur muß unter diesem Kampfe der äussersten Anstrengung nothwendig bald erliegen."

Erliegen?... Doch nicht sterben? Um Gottes willen, nicht sterben! — Endlich hatte die Vaterliebe des Vicomte seinen Stolz besiegt. In der Angst erzählte er dem Arzte Klarens Geschichte; und er wurde bleich so oft er in dessen Miene Bedenklichkeit sah. „Herr Vicomte," sagte der Arzt, „Sie haben ein sehr gefährliches Spiel gewagt. Ihre Tochter stirbt wenn Sie so fortfahren. Gewiß es bleibt Ihnen keine andere Wahl übrig, als ihr nachzugeben, oder ihren Tod mit Muth zu ertragen. Und . . . wer weiß,

ob es jezt nicht schon zu spät ist!" — Zu spät? sagte der Vater zitternd. O Gott, dann wäre ich erst ein recht unglüklicher Mann!

Er eilte zu seiner, Tochter, faßte ängstlich ihre Hand, und sagte: Klara, liebe Klara! sei ruhig mein theuerstes Kind! Werde nur wieder gesund; und Klairant soll dein seyn, mit meiner Bewilligung. Der Arzt . . . Nicht wahr, du bist so krank nicht? nicht wahr, mein liebes Kind? — „O, ist es gewiß," fragte sie in bestürzter Freude: „soll er wieder mein seyn? Wollen Sie uns segnen? Wo ist er, mein Vater? wo ist er?" — Er hat schon längst seine Freiheit wieder. Du sollst ihn sehen, meine Klara. Ich selbst will ihn aufsuchen; er wird ja zu finden seyn.

Um Klaren noch mehr zu überzeugen, ließ er sie einen Brief lesen den er aus dem Hauptquartiere bekommen hatte, und worin die Nachricht von Klairants Freiheit enthalten war. „O," sagte Klara jezt laut und freudig: „er ist auf dem Wolfsbrunnen, oder bei Lautern. Lassen Sie uns ihn da suchen mein Vater!"

Die Reise wurde auf den folgenden Tag verabredet, und der Vicomte fühlte sich durch die Freude seines Kindes nach langer Zeit zum erstenmale wieder glüklich. Aber — o die menschlichen Hoffnungen! — Klara hatte bisher ihrem Zustande Troz geboten; und gerade in dem Augenblike, der ihr Schiksal so günstig entschied,

fühlte sie sich schwach, krank und elend. Die Kraft, welche Verzweiflung und der schwärmerische Wunsch zu sterben ihr gegeben hatten, war verschwunden, und auf einmal brach die Krankheit mit voller Stärke hervor. Gerade der schnelle, unvorbereitete Uebergang von der Verzweiflung zu der schönsten Hoffnung, vom Elende zum höchsten Glüke, vernichtete die lezten Kräfte ihres Körpers. Das Fieber vermehrte sich, und sie mußte sich zu Bett legen. Sie wollte sich stark stellen, um ihren Klairant mit suchen zu dürfen und früher in seinen Armen zu seyn; aber sie wurde ohnmächtig, als man sie ankleiden wollte, und kaum hatte sie noch Kraft genug einige Zeilen an Klairant zu schreiben. Ihr Vater eilte damit nach Heidelberg, und, ohne einen Augenblik zu verziehen, auf den Wolfsbrunnen.

Er fand den Jüngling unter der Linde sizen und rief ihm zu: Klairant! vergieb mir! Ich bitte dich, komm. Meine Tochter, deine Klara, erwartet dich. — Klairant war erst wie betäubt, und sah dem Vicomte starr ins Gesicht, als zweifelte er an dem, was er hörte; doch bald faßte er sich. Ohne weitere Erklärung zu verlangen, eilte er mit dem Vicomte nach Schwezingen, und auch unterweges fragte und sprach er wenig.

Der Vicomte führte den jungen Mann an seiner Hand zu dem Bette seiner Tochter. Welch eine Scene! Selbst den Arzt rührte sie so stark, daß er sich umwendete und die Augen abtroknete.

Klara strekte ihrem Geliebten die Arme entgegen; ein Strahl der reinsten Freude brach aus ihren Augen hervor, und ihre blasse Wange kleidete sich wieder in eine schöne Rosenfarbe. Ihr Vater hielt sie schon für gerettet, und sogar der Arzt hofte; doch, ach! der lange Gram, die heftige Leidenschaft, die mannichfaltigen Stürme hatten Klaren allzu stark erschüttert. Die neue Kraft, die Klairants Anblik ihr gab, und die seine Liebkosungen in ihre Seele hauchten, dauerte nicht lange: sie war bloß das lezte Aufbliken der Flamme, ganz nahe vor dem Erlöschen.

Klara wurde mit jeder Stunde matter. Sie versagte sich den Schlaf, der sie vielleicht ein wenig erquikt hätte, um nur einige Augenblike länger mit Klairant sprechen zu können. Je mehr ihre Kräfte schwanden, desto stärker wurde die Verzweiflung des Vicomte. Klairant schien das Elend seiner Geliebten mit grossem Muthe zu ertragen, weil er wußte, daß die Aeusserung seiner wahren Gefühle ihr Leiden vermehren würde; aber zuweilen gieng er auf eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer in ein anderes, lehnte den Kopf an die Wand, und überließ sich bald dem tiefsten Schmerze, bald der schreklichsten Verzweiflung.

Endlich wurde Klara so schwach, daß sie selbst ihren nahen Tod fühlte, und mit Klairant allein zu seyn wünschte, um in seinen Armen sterben zu können. Sie bat ihren Vater, ein wenig zu ruhen, küßte zärtlich seine Hand, und dankte

daß er sie so glüklich gemacht hätte. — „Siehst du," sagte sie nun zu Klairant: „wie viele tausend Minuten zum Glük? und nur Eine zum Sterben!" — Nach einigen Stunden fand man Klairant in einer tiefen Ohnmacht neben der Leiche seiner Klara.

Man hatte mich von dem Wolfsbrunnen bei Heidelberg, wo ich Klairant suchte, nach Schwezingen gewiesen. Ich kam den Tag nach Klarens Tode dahin, und fand den Unglüklichen in stiller, verzehrender Verzweiflung. „Sie ist todt!" sagte er, als ich ihn fragte, was ihm fehle. „Sie ist todt!" wiederholte er mit unbeschreiblich rührenden, gen Himmel gewendeten Bliken. —

Klairant wies mir ihre Leiche, und ich sagte ihm, sie wäre noch im Tode schön. „O," erwiederte er; „und ihr Herz! ihr Herz!" Dabei legte er beide Hände auf die Brust. Dann warf er sich neben der Leiche hin, und küßte ihre Stirn, ihre Hände.

Jezt kam der Vater. Er kniete bei seiner Klara nieder, und bat sie mit Thränen, ihm zu verzeihen. Es war eine rührende Scene! — Klairant war aufgestanden, und sagte, halb zu mir, halb zu dem Vicomte: „ihr Herz konnte nur lieben und segnen. Aber, daß sie getödtet ist — o das kann die ewige Barmherzigkeit nicht

nicht verzeihen!" Der Vater schien das selbst zu fühlen; er hob die Hände seiner Tochter in die Höhe, als ob sie für ihn beten sollte.

Endlich wurde die Leiche begraben. Nur wir, Klairant und ich, folgten ihr; der Vater hatte dazu nicht Kraft genug. Als wir von dem Kirchhofe zurükkamen, führte Klairant mich in den Kurfürstlichen Garten, gieng schweigend zu dem Tempel des Merkur, und sezte sich da auf die Ruinen. Ich sprach mit ihm von Klaren, von ihren Vollkommenheiten. Er zog ihre Briefe, ihr Bild, ihren Ring hervor, küßte alles, und benezte es mit heissen Thränen — den ersten, die er wieder weinen konnte. Jezt wollte er mir etwas aus Klarens Briefen zeigen. Ich fragte ihn, ob er die seinigen wieder hätte; und er zog sie in einer seidenen Brieftasche hervor. Klara hatte sie immer bei sich getragen, und sie ihm im Sterben gegeben. Ich bat ihn, mich die Briefe lesen zu lassen, und er gab mir beide Pakete. Als ich las, stand er auf, gieng umher, kam dann eilig wieder, und fragte, als ob er aus einem Traume erwachte: „wo ist die Mutter meiner Klara?" Er hatte bei seinem tiefen Schmerze nicht an sie gedacht. Ich sagte ihm, was ich von dem Arzte wußte: bei der Nachricht, daß ihr Sohn niedergehauen sei, habe ein Schlagfluß sie getödtet.

„Klara!" rief er; „und auch ihre Mutter, und mein Freund! O Gott! was soll ich denn noch allein auf der Erde!" Er gieng mit schnel-

len Schritten an dem Teiche weg, der Moschee zu, und ich sah ihn in den Arkaden die Hände heftig bewegen, als ob er mit sich selbst spräche. Doch bald schien er ruhiger zu werden. Nun glaubte ich, unbesorgt in den Briefen des Unglüklichen weiter lesen zu können, und vertiefte mich darin. Als ich endlich fertig war, suchte ich ihn im Garten, fand ihn aber nicht mehr. Zu Hause, wohin ich nun gieng, war er gewesen. Er hatte den Vicomte schweigend in seine Arme geschlossen, und war dann weggegangen. Auch den Kirchhof hatte er noch besucht, und sich auf das Grab seiner Klara niedergeworfen. Wo er seitdem geblieben wäre, wußte mir niemand zu sagen.

Ich hoffte noch einige Tage vergebens auf ihn. Seine beiden Brieftaschen behielt ich, und sie sind mir ein Heiligthum, das ich ihm aufbewahre. Aber ich fürchte, der unglükliche Klairant wird sie nicht wieder sehen. Ich habe nach Lautern geschrieben, und mich erkundigt, ob er etwa in der Hütte des Wildhüters gewesen sei. Er hat sich wirklich einige Tage da aufgehalten, und ist dann verschwunden. Ich bin selbst nach Embs gereist; doch auch da habe ich nichts von ihm erfahren können. Er ist wohl todt, der arme Klairant; der Gram der ihn drükte, war allzu schwer!

Den Vicomte habe ich seitdem noch einige male gesprochen. Er war in einen finstern Trüb-

sinn versunken aus dem ihn wohl nur das Grab reissen kann.

Ich size noch oft auf Klarens Grabe, lese die Briefe, die sie und der arme Klairant einander geschrieben haben, und lerne daraus Geduld, und Ergebung in den Willen des Himmels. Wenn ich dann wieder bedenke, daß ihr Herz, ihre Liebe, durch die sie in solches Elend geriethen, sie doch so unaussprechlich glüklich machte: dann danke ich der Vorsehung, daß sie uns so schuf, daß sie einigen Menschen solche starke Empfindungen gab. Ach, wenn nur Andre, Kältere, solche Herzen nicht für eine Fabel halten wollten! — Ich sage oft, was Klarens und Klairants Trost war:

Des destins la chaine rédoutable
Nous entraine à d'éternels malheurs;
Mais l'espoir à jamais sécourable
De ses mains viendra sécher nos pleurs.
Dans nos maux il sera des délices,
Nous aurons des charmantes erreurs,
Nous serons au bord des précipices;
Mais l'amour les couvrira de fleurs.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

1632. 4g, 55 Bl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Klara du Plessis und Klairant eine Geschichte zweier Liebenden

Bd.: 2

Berlin 1801

P.o.germ. 785 e-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113389-4